Münster 1935 No 39 Phil Diss

Germanistik

Das Bild des Menschen bei Georg Trakl.

❖

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen und Naturwissenschaftlichen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster

vorgelegt von

Werner Meyknecht
aus Schwerte i. Westf.

1935

Gedruckt in der Dissertationsdruckerei von Robert Kleinert in Quakenbrück.

Tag der mündlichen Prüfung: 20. Dezember 1934.

Dekan: Herr Professor Dr. Anton Baumstark.
Referent: Herr Professor Dr. Günther Müller.

Meiner Mutter!

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41547203_0039

Es ist mir frohe Pflicht und Bedürfnis, ein Wort des Dankes meinem verehrten Lehrer Herrn Professor Dr. Günther Müller, dem vorliegende Untersuchung ihr Entstehen verdankt und der liebenswürdige Aufmerksamkeit ihr schenkte, vorauszuschicken. Ihm schulde ich es, wenn Andeutungen geistes- oder dichtungsgeschichtlicher Artung das Bild Georg Trakls in ein helleres Licht rücken sollten, insonderheit, was seine Beziehungen zur Dichtung Hölderlins angeht. — Es sei mir erlaubt, an dieser Stelle auch meiner Dankbarkeit Herrn Professor Dr. Martin Heidegger und Herrn Dr. Werner Brock gegenüber Ausdruck zu geben, auf deren Lehrtätigkeit es fußt, was an philosophischen Grundlagen dieser Arbeit Gerüst und Richtung gibt.

Nicht zuletzt ist es mir wahrhaftes Bedürfnis, hier und jetzt Herrn Ludwig von Ficker meinen tief empfundenen herzlichen Dank zu sagen. Mit gütiger Hilfsbereitschaft hat er diese Arbeit gefördert, biographisches Material mir anvertrauend, und mit manchen brieflichen Aeußerungen vertieft. Zu meiner Dankbarkeit ihm gegenüber gehört es, daß ich mich bemühte, seiner hilfreichen Teilnahme ein gerechtes Bild seines Freundes Georg Trakl wiederzugeben, diesem und ihm ein Dankmal zugleich.

Ebenso sei an dieser Stelle Herrn Professor Dr. Nadler und Herrn Buschbeck, die mir die Einsicht eines unveröffentlichten Aufsatzes bzw. die Einsicht und Verwendung unveröffentlichter Gedichte Trakls erlaubten, mein Dank gesagt.

Literaturangaben.

Trakl-Bibliographie, jedoch ohne Anspruch auf Vollständigkeit.

Das Werk.

I. Buchausgaben.

Gedichte. Leipzig 1913. Kurt Wolff Verlag. Bücherei: Der jüngste Tag, Band 7/8.

Sebastian im Traum. Leipzig 1914. Kurt Wolff Verlag.

Der Herbst des Einsamen. München 1920. Kurt Wolff Verlag.

Die Dichtungen Georg Trakls. Erste Gesamtausgabe, besorgt von Karl Röck, Leipzig 1917. K. Wolff Verlag.
Einzelne Gedichte sind in Almanachen des Kurt Wolff Verlages abgedruckt.

Gesang des Abgeschiedenen. Inselbücherei, Leipzig, Nr. 436. 1932. Dieser Auswahl liegt die Gesamtausgabe der Dichtungen zugrunde, mit einem kurzen biographischen Nachwort.

II. In Anthologien.

Menschheitsdämmerung. Symphonie jüngster Dichtung. Herausgeber Kurt Pinthus, Berlin 1920. Ernst Rowohlt Verlag.

Verse der lebenden deutschen Lyrik seit 1910. Herausgeber H. E. Jakob, Berlin o. J. Propyläen-Verlag.

Verkündigung. Anthologie junger Lyrik. Herausgeber Rudolf Kayser, München 1921. Roland-Verlag Albert Mund.

Buch der Toten. Herausgeber Wolf Przygode, München 1918. Roland-Verlag.

„Trakls Dichtungen sind, die frühesten ausgenommen, in der Reihenfolge ihres Entstehens fast sämtliche zum erstenmal in der Zeitschrift „Der Brenner" veröffentlicht worden .... Von Uebertragungen ausgewählter Dichtungen Trakls in fremde Sprachen sind bis jetzt bekannt geworden solche in der französischen Anthologie „Les Cinq Continents" und in der rumänischen Monatsschrift „Cugetul Românesc". Eine tschechische Ausgabe des Buches „Sebastian im Traum" (Sebastian v Snu) ist 1924 in Prag erschienen."

(Angaben von Ludwig v. Ficker im Erinnerungsbuch, S. 15.)

Literatur über Georg Trakl.

I. In Buchform:

Erinnerung an Georg Trakl. Innsbruck 1926. Brenner-Verlag, mit Gedichten und Briefen Trakls u. a.

Erhard Buschbeck: Georg Trakl. Ein Requiem. München 1923. Roland-Verlag, A. Mund.

Felix Braun: Deutsche Geister. Wien 1925. Rikola-Verlag.

Rudolf Wolff: Die neue Lyrik. Eine Einführung in das Wesen jüngster Dichtung. Leipzig 1922.

Gertrud Fauth und Georg Wolff: Dichtung der Gegenwart. Bausteine zu dem neuen künstlerischen Lesebuch. Langensalza 1923. 2. Auflage.

Walter Riese: Das Sinnesleben eines Dichters. Georg Trakl. Stuttgart 1928 bei Jul. Püttmann.

II. Würdigungen in Literaturgeschichten, soweit eingesehen:

Albert Soergel: Dichtung und Dichter der Zeit. Neue Folge: Im Banne des Expressionismus II, Leipzig 1925. Voigtländer Verlag.

Werner Mahrholz: Deutsche Literatur der Gegenwart. Probleme, Ergebnisse, Gestalten. Durchgesehen und erweitert von Max Wieser. Berlin 1930. Sieben-Stäbe-Verlag.

Julius Wiegand: Geschichte der deutschen Dichtung. Köln 1922.

Emil Ermatinger: Die deutsche Lyrik seit Herder, Band III. Leipzig und Berlin, Teubner, 1925. 2. Auflage.

Hans Naumann: Die deutsche Dichtung der Gegenwart, 1885—1923. Epochen der deutschen Literatur VI. Stuttgart 1923.

F. J. Schneider: Der expressive Mensch und die deutsche Lyrik der Gegenwart. Stuttgart 1927.

Oskar Walzel: Deutsche Dichtung seit Goethes Tod. Berlin 1920. 2. Auflage.

Friedrich v. d. Leyen: Deutsche Dichtung in neuer Zeit. Jena 1927. 2. Auflage.

Wolfgang Stammler: Deutsche Literatur vom Naturalismus bis zur Gegenwart. Jedermanns Bücherei, Breslau 1924.

G. K. Brand: Die Frühvollendeten. Berlin 1929. Verlag W. de Gruyter u. Co.

III. Dissertationen:

Ernst Bayerthal: Georg Trakls Lyrik. Analytische Untersuchung. Frankfurt/Main 1926.

Felix Brunner: Der Lebenslauf und die Werke Georg Trakls. Wien 1932.

Ilse Demmer: Georg Trakl. Wien 1933.

IV. Aufsätze in Zeitschriften:

H. Bachmann in: Der Gral, 21. 1926.
H. Bachmann in: Germania, 26. August 1926.
Adolf Meschendörfer in: Klingsor 2. Jahr, Heft III, März 1925.
Brenner-Jahrbuch 1915: Ein Aphorismus, Bild und die letzten Gedichte Trakls.
Der Brenner. 7. Folge, Band I, 1922. Friedrich Pater: Ueber Sprache und Kunst.
Der Brenner. 9. Folge, 1925. Die Heimführung Georg Trakls.
Der Brenner. 11. Folge, 1927. Paula Schlier: Die Welt der Erscheinungen.
Fred Höntzsch in: Ostdeutsche Monatshefte, 9. Jahr, Heft IV, Juli 1929. Herausg. Karl Lange, Danzig-Oliva. Berlin G. Stilke Verlag.
F. G. Jünger in: Die Unvergessenen. Herausg. E. Jünger, Berlin 1928.
E. A. Fischer in: Der Kunstwart 37, 1. Hälfte, Heft II.
Philipp Leibrecht in: Die Literatur 27, 641 ff. 1925.
Albert Ehrenstein in: Die Gegenwart 87, 729 ff. 1915.
Albert Ehrenstein in: Almanach neuerer Dichtung 1916. Vom jüngsten Tag. Kurt Wolff Verlag.
Albert Ehrenstein in: Weiße Blätter II, 152 ff. 1915.
H. Benzmann in: Hochland 19, II. 1921.
W. Mahrholz in: Feuer I. Saarbrücken.
A. Mumm in: Die Literatur 26, 74 ff. 1924.
P. Wiegler in: Die Literatur 28, 576 ff. 1926.
W. M. Esser in: Kölnische Volkszeitung Nr. 572. 1927.
Bruno Brehm in: Wiener Neueste Nachrichten. 1933.
Felix Braun in: Neue Rundschau 26, 1. 1915.
Felix Braun in: Die Literatur 30, 377 ff. 1928.
Siegfried Freiberg in: Der Kreis 7, 3. Hamburg 1930.
Berthold Viertel in: Masken 20, 3. Düsseldorf 1927.
Hans Nowak in: Breslauer Zeitung Nr. 55. 1927.
Hans Wolfgruber in: Politische Wochenschrift 5, 44. Berlin 1929.
E. Worbs in: Der Berg I, 2. Herausg. A. Sissenich, Berg-Verlag, München 1919.
W. Wächter in: Apothekerzeitung 42. 1927.
W. Wächter in: Apothekerzeitung 43. 1928.
A. H. Berning in: Schildgenossen VII. 1927.
Ph. Witkop in: Literarischer Handweiser 63. 1927.
H. Cysarz in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft VII. 1929.
A. H. Binz in: Das heilige Feuer 17. 1930.

Im übrigen sei hingewiesen auf die Zusammenstellung der Trakl-Aufsätze in „Die Literatur" und in „Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte".

Sonstige Literatur:

Platon: Phaidros, Politeia, Sympoſion, Jon. Oxforder Ausgabe. Uebertragungen von Schleiermacher und K. Kaßner. Eugen Diedrichs, Jena 1920.

Nietzſche: Unzeitgemäße Betrachtungen. Klaſſiker Ausgabe Band II. Kröner Verlag, Leipzig 1922.

I. Vom Nutzen und Nachteil der Hiſtorie für das Leben.

II. Schopenhauer als Erzieher.

Der Wille zur Macht. Band IX, 1923.

Alſo ſprach Zarathuſtra. Kröner Verlag, Leipzig 1927.

Robert Saitſchick: Schickſal und Erlöſung. Der Weg von Eros zur Agape. 4. Aufl. Darmſtadt 1929.

Martin Heidegger: Was iſt Metaphyſik? Cohen Verlag, Bonn 1929; Die Interpretation des Phaidros; Zwei Vorleſungen: Vom Weſen der Wahrheit; Beginn der abendländiſchen Philoſophie.

W. Stählin: Das Reich als Gleichnis. Reden der Univerſität Münſter, Heft 16. Aſchendorff 1933.

Wolfram von Eſchenbach: Parzival, nach der Uebertragung von W. Hertz und Fr. v. d. Leyen. Cotta 1930.

Konrad von Würzburg: Der Welt Lohn, nach der Ausgabe von Edw. Schröder, Berlin 1930, bei Weidmann.

Novalis: Hymnen an die Nacht. Inſelbücherei Nr. 21. Interpretation G. Müllers.

Hölderlin: Geſamtausgabe, beſorgt von Fr. Michael, Leipzig o. J. Interpretation G. Müllers.

Ernſt Michel: Die Tragik des orphiſchen Dichters. Ein geiſtesgeſchichtlicher Verſuch über Hölderlin. Grünewald Verlag, Mainz 1922.

Heribert Kühnapfel: Hölderlins religiöſe Erfüllung. Die Schildgenoſſen XIII, 2. und 3. Heft. 1933.

Theodor Haecker: Was iſt der Menſch? Hochland, Januar 1933. Thompſon-Buch, Brenner-Verlag 1925. Innsbruck.

Günther Müller: Gradualismus. Deutſche Vierteljahrsſchrift für Literaturwiſſenſchaft und Geiſtesgeſchichte. 2. Jahrgang 1924. II. Band, Heft IV: Mittelalter, S. 681—720.

Leon Bloy: La femme pauvre. Uebertragung eines Teiles „Ueber die Tiere" in den Schildgenoſſen VI, 4. 1931.

An handſchriftlichem Material ſtanden zu Gebote:

Georg Trakl. Von Profeſſor Dr. J. Nadler.

51 unveröffentlichte Jugendgedichte Trakls aus dem Jahre 1909. Vgl. Ilſe Demmer S. 186.

Ein Brief R. M. Rilkes an E. Buſchbeck (unveröffentlicht) vom 22. 2. 1917.

7 Briefe L. v. Fickers an den Verfaſſer. Januar-März 1934.

Aufteilung und Inhaltsangabe.

Seite

Einleitung.

Wesenszüge der Dichtkunst überhaupt; Vorgriff auf solche der Dichtung Trakls im Besonderen.

Dichtung als existenziell zu wertende Weltbegegnung; der Seinscharakter ihrer Wirklichkeit ist das „Bild". 1

Methodische Erörterung über die Abhebung des Werkes vom Dichter als Menschen. . . . . 1—2

Trakls Lyrik ist wesenhaft Klage; „Verstummtheit" als ihr besonderer Akzent. . . . . 2—3

Trakls Sprache als symbolische Verweisung auf transzendente Wirklichkeiten; ihre Möglichkeit kommt aus einem Großmaß an Leiderfahrung. 3

Trakls Gedicht in seinem Charakter einer Eruption. 3

Sein Wille zur „Wahrheit". 4

Trakls Werk erfüllt sich als prophetische Vision; sein subjektiver Charakter als „Sühne". 4

Trakls Dichtung ist wesenhaft „religiös"; sie richtet sich auf die Seele. 5

Ihre innere Spannung von Kontemplation und Dynamik. . . . 5—6

Hauptstück.

I. Auseinanderfaltung der Frage.

Die Eminenz des Bildes vom Menschen; sein Vorrang in der Dichtung Trakls. 6

Der Spielraum der thematischen Fragestellung. 7

Die Verhaltungsweise der Traklschen Bilderwelt gegenüber ist gerundete Anschauung ihres Nacheinander. 7

Die Dynamik der „Mensch"-Werdung vollzieht sich in fünf Stufen; eine sechste handelt vom Verhältnis des Menschenbildes zu Zeit und Kultur. . . . . 8—9

Seite

Diese Phasen liegen in der Ebene einer psychologischen Ordnung. 9
Methodische Rechtfertigung des Aufbaus 10
Eigenheiten der Traklschen Bildsprache . . . . . 10—11

II. Die Dynamik der Mensch-Werdung vollzieht sich in fünf Stufen einer psychologischen Ordnung:

1. Negative Bestimmung des Menschen:

a) in der Seinsweise der Melancholie.

Der Mensch im Bedrängtsein durch die Wirklichkeit . . . 12
Er steht zwischen Geburt und Tod, den Gittern des Nichts . . 12
Das Entgleiten des Seinsganzen in der Angst . . . . . 12—13
Die Situation der „Quere" 13
Die Entwirklichung der Welt aus Furcht vor dem Tode . . 13
Das Verstummtsein . . . . . 13—14

b) aus der Verhaltung des Mitleidens heraus.

Der Zwiespalt zwischen wirklichem und möglichem Menschsein; das Mitleiden mit jenem für dieses 14
Die Wirklichkeit des sozialen Elends; die Bewegung zur „Verdammnis" 15
Die „Puppe" als größte Abfallsmöglichkeit des Menschen, weil ohne Freiheit . . . . . 15—16

2. Der existenzielle Umbruch nach innen in der Entscheidung zur sittlichen Natur; der Mensch als moralisches Wesen.

Die Verlagerung des Schwerpunkts nach innen, auf die Ebene der Moral 16
Der Mensch in der μεταβολη des Innewerdens seiner Schuld . 17
Der Weg zur Existenz als „Entbergsamkeit"; ihre Ermöglichung durch den Geist . . . . . 18—19
Das Aufsuchen des Anfangs 19
Die Situation der „bangen Seele" . . . . . 19—20
Die „Verwandlung des Bösen" aus dem Mitteninne zwischen „Licht" und „Tod" . . . . . 20—21
Die Mensch-Werdung als „Passion" . . . . . 21—22
als Richtung auf den Zustand der „Reinheit" im „Frühling der Seele" 22
als Begegnung des Menschen mit sich selbst 23

Seite

3. Positive Bestimmung des Menschen:

a) Elis als Inbegriff irdisch-beseligter Existenzmöglichkeit.

Methodischer Rückblick auf die bisher dargestellten Stufen. . 23
Möglichkeit und Bereich der Elis-Gestalt. 24
Der vegetativ-schlichtbogige Rhythmus irdischer Existenz. . . 24
Der „Keim" des Menschen und sein vorgeburtliches Dasein. . 24—25

Das Bild des Kindes:

sein Ort in Märchen und Legenden; 25
seine Nähe zu Gott im Zustande der Einfalt und seine Nähe zur Natur. . . . . 26—28

Das Bild des heilen Menschen:

Das „Geschlecht" in der Gestalt des Bauern. 28
Der Lebensbogen als „Stundenlied"; 29
sein tätig-lustbejahender Daseinsvollzug. 29
Das Leben in kosmisch weiten und begrenzten Bezügen als „Jahr". . . . . 29—30
Die Urkräfte der Seinsbewegung und der Ablauf vegetativ-sensitiven Lebens als einer „Landschaft"; der Bezug des Eros. 30—31
Elis in seiner Bildwirklichkeit. . . . . 31—32
Die Weise seiner Existenz ist ein „im Fug sein"; 33
seine Wirklichkeit als „Gottes Wind". . . . . 33—34
Die Transfiguration des Kaspar Hauser. . . . . 34—35
Die tragische Polarität im Menschen zwischen Sein und Schein. 35
Elis als Suche des Menschen nach sich, wie er war. . . . 35—36
Ergänzende Wesenszüge; das Bescheiden-sein. 36
Der Ausgang des irdisch-beseligten Menschen als „Verklärter Herbst". 37
Zusammenfassender Rückblick auf die Seinsmöglichkeiten im Bereich der Elis-Gestalt und Elis' selbst; 37
Charakterisierung als „Schönsein innen und außen". . . . 38

b) Helian als Inbegriff metaphysisch gerichteter Existenzmöglichkeit.

Die Bedingtheit des Elis-Bildes in der Situation des „verlorenen Paradieses". 38
Der „verwesten Gestalt des Menschen" wird das „erlösende Haupt" entgegengesetzt. . . . . 38—39

Seite

Alle Kreatur ist erlösungsbedürftig. . . . . 39—40

Verfall als „Seele des Lebens". 40

Das Dasein als „Tiefe". . . . . 40—41

Die Situation des „Heimatlosen", des „Fremdlings"; das Aufdämmern einer Erlösung. . . . . 41—42

Die Seele in der „Klage" über die Unerlöstheit ihrer irdischen Erscheinung. 43

Die Bewegung zur metaphysisch gerichteten Existenz: Die Geburt des Menschen als Geworfenwerden zwischen Gut und Bös; das Geheimnis des „gefallenen Engels". . . . . 44—45

Das „Tiergesicht" des Menschen in seiner Schuldverhaftetheit. 45—46

Der Mensch als „Karfreitagskind". 46

Die metaphysische Lebenssicht in „Verklärung". 47

Dasein ist notwendig unvollkommen; seine Verweisung auf die Realität des Sittlichen. . . . . 47—48

Die Situation des „Einsamen" in seinem „Unterwegs". . . . 49

Der irdische Daseinsraum als „Nacht"; in ihr die zwei Wege des Lebens; deren währende Spannung konstituiert Existenz. 50

Der christliche Mensch als das „weiße Antlitz des Träumenden"; seine Enthüllung geschieht im „Helian". . . . . 50—51

Helian: Charakterisierung seiner Dichtungsform; . . . . 52—53
die vorwaltenden Ideen seiner Vision. . . . . 53—54

Helian als die Situation des christlich-abendländischen Menschen. 54

Helian in seinem Verhältnis zu Elis; das Kind und der Knecht Gottes; ihre gradualistische Stufung. . . . . 54—55

Helians Wirklichkeit im „Abendländischen Lied"; . . . . 55—56
seine Möglichkeit im „geistlichen" Menschen. 57

Der Lebensweg als „Heimkehr" zur Reinheit durch die Bewegungskraft der Hoffnung. 58

Das Bereitwerden zum Tod als „Nachtergebung"; das Kreuzsymbol bei Novalis und bei Trakl. . . . . 58—59

Die Seele als Kriterium des Urteils über das Irdische; die christliche Lösung des Leidensproblems. . . . . 59—60

Die Rückwendung des geistlichen Menschen zur Schönheit als „Sommersneige"; sein gerechtes Verhältnis zum Geschöpflichen. . . . . 60—61

Die Haltung des Sich-Bescheidens als Amor Dei; als „männliche Schwermut". 61

Die Schuldbejahung als Weg zu Gott. . . . . 61—62

Seite

Die Einsamkeit als Existenzform des wesentlichen Menschen; in ihr geschieht der Sinnwechsel des irdischen Daseins; in ihm wird die Erlösungsgläubigkeit wirklich. . . . . 62—63

Das Problem der Gemeinschaft; sie ist in der Agape. . . . 64

Die Lebensbewegung als „dunkle Pfade" zu „reiner Helle". . 64—65

Die „Sanftmut" als Qualität der „großen Seele". 65

Der Wesenszug des Mitleidens aus dem christlichen Bewußtsein einer Solidarität der Schuld und Sühne. . . . . 65—66

Die Angst vor dem Nichts ist überwunden durch die Verheißung Christi von der Nähe des göttlichen Seins. . . . . 66—67

Diese metaphysisch orientierte Situation als „Untergang", d. h. Bereitschaft zur Erlösung im Tode. 67

Schluß.

Das Bild des Menschen bei Trakl in seinem Bezug zu Zeit und Kultur.

Das Menschenbild in der Dimension des konkret Geschichtlichen; der Dichter will die Versöhnung von Erkennen und Sein. . 68

Helian ist Verneinung der Gegenwart und Versuch zu ihrer inneren Ueberwindung in eins. 68

Die Aufgabe der „Verstummten". 69

Das Unzeitgemäße Helians ist die Situation des christlichen Abendlandes. 69

Die Prüfungsstunde des Weltkrieges. . . . . 69—70

Die Situation der „Menschheit". 70

„Grodek" als Spannung zwischen Menschenbild und Zukunft von abendländischer Dimension. 71

Anmerkungen (kapitelweise geordnet). . . . . 73—75

Anmerkung: Die eingeklammerte Zahl im Text weist jeweils durch Angabe der Seite auf die angeführte Stelle in der Gesamtausgabe hin; eine mit E. eingeklammerte auf die im Erinnerungsbuch.

„Unter Dornenbogen
o mein Bruder
klimmen wir blinde Zeiger
gen Mitternacht".

(Untergang).

Wesenszüge der Dichtkunst überhaupt; Vorgriff auf solche der Dichtkunst Trakls im Besonderen.

Die Fragestellung der vorliegenden Arbeit steht unter bestimmten Voraussetzungen, deren einige um ihrer Grundsätzlichkeit willen kurz angedeutet werden müssen; andere, die mit ihnen in innerem Zusammenhang stehen, gewinnen dadurch eine genügend klare Umrißbestimmung, zumal sie im Folgenden eingehendere Antwort finden. — Jene Voraussetzungen treffen bestimmte Seiten der Dichtung und der Aufgabe des Dichters überhaupt[1]). Dichtung als eine Möglichkeit der „Kunst" schlechthin stellt, soweit sie belangvoll ist, Weltbegegnung dar, gleichviel, in welcher Weise sie sich ausspricht. Der Dichter setzt sich dem „Seienden im Ganzen"[2]) aus, um in der Begegnung mit ihm sein Bild des Seins zu gewinnen[3]). Und zwar ist Dichtung eine Seinsdeutung dergestalt, daß sie uns Welt- und Lebenswirklichkeit aufschließt in „vorbildlichem" Sinne. Denn jene Wirklichkeiten, die sie schaut, sind in anderer Weise existent als die greifbar-sinnlichen, und doch darum nicht weniger „wirklich". Sie stehen als „Bilder" vor uns, übersinnliche Geistwirklichkeiten, daseiend in der Weise einer platonischen ἰδεα, das Sein tragende und wirkende Nährkräfte also, und Platon ist es, der vom Wesen des Dichters gesagt hat, „daß er gleichwie die heiligen Seher und Wahrsager ein Werkzeug und Bote Gottes sei, der durch ihren Mund uns das Kostbare mitteile und seine Stimme tönen lasse"[4]). Das Kostbare: das ist die Aufschließung und Deutung insbesondere dessen, dem der Mensch als seinem „Schicksal" zu begegnen hat. Der Dichter, als eine der Möglichkeiten des Genius, trifft — ein „Pfeil" — auf die Menschen und bringt ihnen „die große Aufklärung über das Dasein", indem er die höhere Ordnung und Wahrheit, die in ihm ist, als „Bild des Menschen" ans Licht zu heben sich bemüht[5]). Weil solches die tiefste Bestimmung der Dichtkunst ist, hat es einen Sinn, sie auf ihr „Bild" vom Menschen hin zu befragen. Damit ergibt sich zugleich, daß es hier nicht um ihr Schönheitliches geht, sofern es mit dem Ganzen der Form zu tun hat; die Fragestellung richtet sich auf den Sinngehalt der Dichtung, insofern und was er existenziell bedeutet. Der Dichter erschließt uns in seinem Werk ein Bild des Seinsganzen und des Menschen in ihm. So wird in der vorliegenden Arbeit die Dichtung als solche betrachtet, und beiseitegestellt werden die menschlichen Bedingtheiten dessen, der sie gab. Es kommt hier auf das in der dichterischen Schau gestaltete und im Werk uns entgegengestellte Bild an, auf das „objektive" Menschenbild also. Wenn der Dichter das ist, was Platon von ihm sagt, so muß es möglich sein, sein

Werk von ihm als Menschen gelöst zu befragen, ohne seine Wahrheit zu verfehlen. Und gerade bei einer Fragestellung wie dieser, wo sich mannigfache Ueberschneidungen und Zusammenhänge vom Bild des Menschen in der Dichtung und vom Dichter als Menschen ergeben würden, ist eine grundsätzliche Scheidung beider geraten, um die Klarheit des objektiven Bildes nicht zu trüben. Es muß so zwar auf manche klärende Gegebenheiten verzichtet werden, — denn ich bin der Ueberzeugung, daß im Grunde immer der Mensch hinter dem Werk steht —, jedoch sind diese nicht bedeutend genug, um die Absicht der Arbeit von vornherein in ihrem Erfolg zu gefährden. „Zwar enthält jedes Kunstwerk die inneren und äußeren Erfahrungen seines Urhebers, das Persönliche; aber je größer dieser, umso losgelöster ist er von sich selber: er schafft über sich hinaus, er verarbeitet seine Erfahrungen und erhebt sie zum Symbol, zum Gleichnis menschlichen Geschehens. Jedes geniale Kunstwerk erhebt die Erfahrung in eine höhere Sphäre“[6]). Trakls Dichtung ist von solcher Genialität und ermöglicht eine Betrachtung für sich. Diese Lösung geschieht also nicht etwa aus der Anschauung heraus, als habe der Mensch nichts mit seiner Dichtung zu tun; vielmehr geschieht sie aus der Gewißheit heraus, daß Trakls Dichtung groß genug ist, um die Not, aus der sie kam, gerecht ahnen zu lassen; groß genug aber auch, um dargestellt werden zu können, ohne daß ihre menschlichen Bedingtheiten notwendig mitumfaßt werden müßten, soll ihr Menschenbild zur Enthüllung gelangen.

Der Gedankengang bis hierher war dieser: belangvolle Dichtung gilt es — über ihr Formschönheitliches hinaus — existenziell zu werten; sie gibt ihre Begegnung mit dem Seinsganzen vornehmlich, indem sie ein Menschenbild aufstellt, das ihr gültig erscheint; dieses wird vom Dichter als Menschen gelöst betrachtet, objektiv, aus Gründen der Methode.

Jene Deutung des Seins vollzieht sich in mannigfachen Weisen; was Trakl hinterlassen hat, ist rein lyrischer Artung[7]). Trakl ist nicht — wie sonst einer der Großen — bekannt genug, als daß der vorliegende Versuch von einem knappen Umriß des Wesens seiner Dichtung absehen könnte; die eigenartige Sphäre ihres geistlichen Raumes und ihrer geistigen Verklärung muß zuvor erstellt werden, um eine gerechte Haltung ihr gegenüber zu gewinnen; denn auf diese Grundhaltung kommt bei Trakl alles an, weil er zu denen gehört, die wegen ihrer Sublimität zu leicht mißdeutet werden können. Es wird nicht versucht, Trakl irgendwie literarhistorisch einzuordnen. Die Fragestellung der Arbeit rückt zumal von der Problematik des Expressionismus als literarischer Zeiterscheinung ab und weist eine ganz singuläre gehaltanalytische Aufgabe an.

Trakls Lyrik ist wesenhaft in der Weise des Klagens da, Klage weit gefaßt als ein bestimmtes Verhalten der Welt gegenüber, das aus dem Grunderlebnis der Eitelkeit alles Irdischen erwächst. Rilke hat von dieser Wesensart der Dichtung Trakls gesagt, daß sie eine neue Dimension des geistigen Raumes erschlossen und das gefühllos-stoffliche Vorurteil widerlegt habe, als ob in der Richtung der Klage nur Klage sei: auch dort ist wieder Welt[8]); eine Welt, die im Folgenden geöffnet werden soll. — Die lyrische Form der Klage erhält bei Trakl einen be-

sonderen Akzent durch die Tiefe, aus der heraus sie sich äußert: seine Klage kommt, so paradox es vorerst klingen mag, aus tiefster Verstummtheit[9]). Seine Dichtung spricht ihren Gehalt nicht an der Oberfläche aus; wie kaum eine verlangt sie, daß man in liebendem Versenken mit ihr vertraut werde; „Um die Lehmhütten rankt purpurner Wein/Tönende Bündel vergilbten Korns . . .“(87): hierin liegt mehr als ein bukolisches Idyll. Trakls Verstummtheit scheut davor zurück, denkerisch klar Formuliertes auszusagen und — wie Schiller — mit seinen Worten das Gemeinte auszusprechen. Der Schwerpunkt ruht bei ihm im Innenkern seiner Bilder; was er sagt, offenbart sich unterhalb der geschriebenen Worte: seine Sprache ist Verweisung, seine Bilder transzendieren ihre konkrete Wirklichkeit und weisen auf ein Unter- und Uebersinnliches hin: „Am Abend weht von unseren Sternen ein eisiger Wind“(94). Trakls Dichtung trägt ihre Seele dicht unter den Sinnen, offenbart sie in ursprünglichen Wahrnehmungen mit einem Fragen und mit einer Suche, die hinter den Schleier der Dinge tastet, deutlich in einem Vers wie diesem: „Und die gelben Blumen des Herbstes / Neigen sich sprachlos über das blaue Antlitz des Teichs“(106). Was Trakl sagt, hat wesenhaft den Charakter einer Andeutung, die dem Vertrauten zur Symbolhelle wird. Denn Trakls Verse sind nicht musikalisch im Sinne eines Rausches musikalischer Verworrenheit, sondern des Wohllauts, der von einer schönheitsvollen Geistigkeit überglänzt ist. Die Worte sind bei Trakl aus ihrer realistischen Vereinzelung gelöst — wiewohl in ihr erscheinend und sie mitumfassend — und in einen überhöhten, fast geistlichen Sinn hineingehoben und so empfänglich geworden für die verfeinerten Empfindungen eines dichterischen Sehers; sein Instinkt und eine geistige Intuition lassen denn auch in einer religiös durchklärten Hymnik die geweihte Kraft von Brot und Wein aufleuchten[10]). Jedes Sein ist Zeichen einer Bedeutung, die in das Jenseits fällt; es erscheint das Gegenständliche als rätselhaft, das Selbstverständliche seines Daseins wird durch tiefe Verwunderung gebrochen[11]). So schenken uns oft Trakls Gedichte plötzlich Offenbarungen des Geheimsten und Letzten; ihre Landschaften erhalten, von realistischen Erscheinungen ausgehend, den großen Freskostil zeitloser, idealer Gemälde[12]).

Diese Wesenszüge der Dichtung Trakls: die Form der Klage aus tiefer Verstummtheit, die Verweisung und transzendierende Bildhaftigkeit bedingen sich durch ein Großmaß an Leiderfahrung. Wie kaum sonst begegnet uns in ihr das Bewußtsein einer furchtbaren Schuldverhaftetheit, das verstummen macht und nur wie „in den Nachmittag geflüstert“(52) sich zu lösen versucht, ohne sie aufheben zu können: „Alle Straßen münden in schwarze Verwesung“(203). Aus dem Ungrunde dieses Bewußtseins von der Erbsünde des Menschen, gesteigert durch das Wissen um individuelle Schuldmöglichkeit, bricht Trakls Dichtung wie eine Heimsuchung hervor. Sie ist zu charakterisieren als Ausbruch innerer Ueberladung, als Eruption. Trakl selbst hat sein Dichten so gesehen: „Du, ein grünes Metall und innen ein feuriges Gesicht, das hingehen will und singen vom Beinerhügel finstere Zeiten und den flammenden Sturz des Engels“(129). Er spricht in einem Brief von einem Chaos der Rhythmen und Bilder, das ihn bedränge;

daß er für nichts Anderes Zeit habe, als das zu gestalten, was qualvoll nach einer Erlösung verlange[13]). Es ist die geheimnisvolle Stimme höheren Seins, die sich den Dichter zum Gefäß und Werkzeug nimmt. Von hier aus ist eine Briefstelle zu fassen: „Anbei das umgearbeitete Gedicht. Es ist um so viel besser als das ursprüngliche, als es nun unpersönlich ist, und zum Bersten voll von Bewegung und Gesichten ... Du magst mir glauben, daß es mir nicht leicht fällt und niemals leicht fallen wird, mich bedingungslos dem Darzustellenden unterzuordnen, und ich werde mich immer und immer wieder berichtigen müssen, um der Wahrheit zu geben, was der Wahrheit ist"(E. 328). Trakl hat sein Dichtertum als eine schwere Aufgabe gesehen. Jenes Briefzitat sagt klar, daß er nicht sich selbst singt; seine Dichtung ist nicht Expression des persönlichen Erlebens von Außen- und Innenwelt, ist es jedenfalls nicht wesentlich und vornehmlich. Er will der Wahrheit geben, was der Wahrheit ist: das ist jenes dem Seinsganzen begegnende Sich-Aussetzen, aus dem seine Aufschließung und Sinndeutung hervorgeht: die höhere Wirklichkeit. Es ist nicht unzutreffend, Trakl mit jenem Dichtertypus in Verbindung zu bringen, der über Hölderlin durch die Glut des Mittelalters hindurch auf die Sänger des Alten Testamentes sich zurückverfolgen ließe. Jenes Selbstbildnis, da er sich ein feuriges Gesicht nennt, kündend den flammenden Sturz des Engels und finstere Zeiten, leugnet nicht seinen Anklang an den Kläger Jeremias. Es ist in Trakls Dichtung solch mitleidendes Lieben, eine geistliche Tönung und ein Gestimmtsein, das aus einem Erfahren von Wehstunden der Welt kommt: es sind Züge eschatologischen Wesens in seinem Werk, Sphäre des Untergangs und des Anbruchs eines Neuen zugleich: Trakls Werk erfüllt sich als prophetische Vision. Für diese ist gerade das Moment der Leidbetroffenheit von tiefer Bedeutung; die Erlösungshoffnungen, wie sie in der Dichtung aufstrahlen, kommen aus einer Passion. In diesem Bewußtsein hat Trakl einmal seine Dichtung „eine unvollkommene Sühne" genannt[14]). Jenes Schuldwissen und dieser Wille zur Sühne — die bei ihm Dichtung werden muß — erheben Trakls Wahrnehmungsvermögen zu einem „brennenden Dornbusch"[15]), zu einem Feuer der Schauungen, die fernste Horizonte erhellen und letzte Erkenntnisse gebären, den „Elis" sowohl wie den „Helian"; sie machen, daß Trakls Dichten nicht in „idealen, klassischen", nicht in hellen Geisteshorizonten lebt, die durch keine über ihnen schwebenden, supernaturalen Wahrheiten umschattet werden; vielmehr machen sie, daß es das Dasein durch Einbruch jener Wahrheiten bis auf den Grund erschüttert fühlt, und sie lassen so den Dichter, als Seher, einen weitblickenden, seiner Zeit vorausschauenden Realisten sein, der aus dieser Welt — einer „Hölle" — durch ihre Wirklichkeit hindurch — und nie über sie hinweg! — bis in die Wirklichkeit des ferngerückten Himmels sieht. Aus diesen Gründen schöpft Trakls Dichtung die Visionen von Untergang und Weltkrieg, von Vernichtungen und neuen Anbrüchen, Visionen von den menschenerneuernden Kräften der Gnade in den heiligen Wesenheiten Brot und Wein. Jene existenzielle Erschütterung nämlich steht in der Dimension der platonischen μανια, in welcher die höchste Annäherung an die erste und eigentliche ἐκστασίς, an die Schau des Seins also, erreicht wird. Denn dieses ist der Wesens-

kern der Traklschen Dichtung: sie ist eine eminent und wesenhaft religiöse Dichtung, und zwar im konkret christlichen Sinne. Nicht, weil „Legenden", „Mönche", „Seele" und „Gott" so oft wiederkehren, das könnten nur Wortleiber sein; die Haltung und Stimmung der reifen Gedichte, ihr eigentlicher Sinngehalt ist religiös[18]). Die schmerzliche Liebe zum Menschen, die verklärte Liebe zur Erde, das große Mitleiden mit aller Kreatur, das Hinnehmen und Dulden des Schmerzes, der Kampf mit den Mächten des Bösen: all das kommt aus einer tiefen, christlichen Gläubigkeit an die verheißene Erlösung, denn Christ-Sein heißt auch: sich von Gott gehalten glauben. Für Trakls Dichtung gilt das Nietzsche-Wort, daß es „Augenblicke des hellsten, liebevollsten Feuers gebe, in deren Licht man nicht mehr das Wort ‚Ich' verstünde und man aus tiefstem Herzen nach den Brücken vom Diesseits zu dem begehre, was jenseits menschlichen Wesens liege"[17]).

Anmerkung: Ich möchte hier grundsätzlich die öftere Bezugsetzung Trakls zu Platon und Nietzsche erklärend rechtfertigen. Sie geschieht einmal im Sinne eines Einklangs, denn ich bin der Ueberzeugung, daß Grundwahrheiten einfach und schlicht sind, ob im griechischen Gewande oder wie sonst; im Sinne einer Abhebung ferner, um das spezifisch Christliche Trakls in ein helleres Licht zu rücken. Denn Trakls Weltbild ist durchaus christlicher Natur. Seine Dichtung trägt zwei Seelen in sich, Böses und Gutes, Vernichtung und Erleuchtung; eine „Seele des Lebens" im Sinne von: Wesen der Welt, nämlich den Verfall; darüber aber die göttlich-menschliche, todlose Seele, den Hort der Milde und Güte, der Liebe und des Glaubens, wenn sie den Leib verklärend aufersteht und zum Urschoß in Gott rückkreist. Es ist in diesem Jenseitsaspekt nur eine — christlich gesehen — seinsgemäße Rangordnung der Wirklichkeiten: die Erde erscheint immer als eine herbstlich-schöne, aber dem Tode sich zuneigende Erde, damit die Seele zu ihrem Sein und Recht komme. Nur wo Gräber sind, sind Auferstehungen; der Tod ist Bruder und Heimführer in die Länder ewiger Erlöstheiten. Trakl ist kein denkerischer Dichter, wie es z. B. Hölderlin war; seine Seele liegt zu nahe unter den Sinnen. Seine Dichtung ist eher ursprüngliche Primitivität; unter sehr schlichten, sinnenhaften Bildern ruht visionäre Tiefe. „Selbst Gefühl und Gedanke werden zum Bild; gerade diese trifft man in seinem Werk scheinbar selten an, dann aber sind sie in der einfachsten Form ausgesagt: ‚Es ist die Seele ein Fremdes auf Erden' (148). Ein Bild anstelle eines Gedankens, meist ein Sinnbild, birgt freilich eine Gefahr, zu persönlich zu wirken, wenn es nicht überkommen ist. Darum braucht man bei Trakl Zeit, in ihn einzudringen ... Laut, Wort und Satz sind beherrscht vom Inhalt, darum seine Gedichte immer anschaulich. Wenn auch bei manchem der Erklärer stockt: er mag es unerklärt lassen; immer noch kann man sich an der Großartigkeit des Bildes erfreuen, genug Vorstellungsgabe vorausgesetzt. Denn es spricht immer unmittelbar zu uns, sei es auch schwer in ein Ganzes einzufügen; etwas Gedachtes wird leer, wenn wir es nicht mehr fassen können" (E. 70—72). Trakl ist kein Impressionist; hinter den Dingen sucht er ihren wirklichen Sinn: seine Bilder sind Sinn-Bilder. Daher rührt auch der kontemplative Zug seiner Dichtung, der Habitus eines

Mönchisch-Geistigen, wie auch — in der großen Liebe zur Kreatur — eines Mütterlichen. Sie kennt jedoch nicht die Süße sinnenhafter Muße, des ganz Sensitiven; nicht das Versenken in ein Gegebenes — wie bei Rilke z. B. —, weil die existenzielle Erschütterung durch Schuldwissen und Sühnenwollen sie zu bewegter Unruhe treibt. Dieser dynamische Wesenszug steht zu jenem der Kontemplation in einer inneren Spannung.

Bayerthal hat in seiner Untersuchung herausgestellt, daß ganz reine Impressionen selten und Trakls Perzeption der Umwelt schon an sich bildhaft sei, d. h. ein Real-Erlebtes zum einmaligen Bild steigere, zum Symbol. Dieses Wesensmerkmal bestimmt die Transzendenz seiner Sprache: sie hat visionären Verweisungscharakter auf eine Wirklichkeit hin, die jenseits des Greifbar-Sinnlichen liegt.

Auseinanderfaltung der Frage.

Vorliegende Arbeit befragt Trakls Werk auf sein Bild vom Menschen hin. Die Fragestellung wurde so gewählt, weil sie einem Versuch, in das Weltbild einer Dichtung einzudringen, den weitesten Spielraum gibt und zugleich die Richtung, in die sie geht, am schärfsten bestimmt. Denn im Grunde ist es immer das Bild des Menschen, das einen Kulturwillen vor dem anderen auszeichnet und ihre Zeiten abhebt, also das Eigentliche, was ein Philosoph, Künstler oder Heiliger seiner Zeit zu sagen bestimmt ist[1]). Die Fragestellung wurde ferner aus der Dichtung Trakls selbst gewonnen; an verschiedenen und betonten Stellen spricht er vom „Antlitz des Menschen":

„Immer denkst du das weiße Antlitz des Menschen
Ferne dem Getümmel der Zeit"(112).

Er fühlt sich zu der Aufgabe berufen, über dieses weiße Antlitz zu wachen, und aus Stunden solcher Not dringt die sorgende Klage: „Des Menschen goldnes Bildnis / Verschlänge die eisige Woge / Der Ewigkeit": die furchtbare Gefahr des Weltkrieges(200).

Trakl faßt seine Weltbegegnung in Bildern, vornehmlich den Menschen: Elis, Kaspar Hauser, Helian u. a. sind solche Objektivationen, die aus seinen äußeren und inneren Erfahrungen kommen; zu Bildern geformt, erheben sie sich in jene höhere Sphäre, die ein geniales Kunstwerk ausmacht. Sie konkretisieren sinnlich-bildhaft, was Denker diskursiv zur Darstellung bringen. Trakl nimmt menschliches Wesensschicksal und menschliche Beseligungsmöglichkeit in Transfigurationen wahr, Bildern im einfachen Wortsinn: „Oder es läuten die Schritte/Elis' durch den Hain ... O des Knaben Gestalt/Geformt aus kristallenen Tränen/Nächtigen Schatten"(171). Der Dichter zählt sich zu denen, die in ihrer Leiderfahrung und Bedrängnis durch die unvollkommene Wirklichkeit des Tages schmerzlich verstummen, ohne davon abzulassen, nach einem Durchbruch durch ihre Härte und nach innerlicher Befreiung zu suchen. Diesen Durchbruchswillen sieht Trakl wiederum als Bild: „Aber stille blutet in dunkler Höhle stummere Menschheit/Fügt aus harten Metallen das erlösende Haupt"(133). Die Fragestellung dieser

Arbeit wurde also aus Trakls Dichtung selbst gewonnen; sie hat somit die ihr angemessene Richtung. Zugleich aber auch den weitesten Spielraum, denn unter „Bild des Menschen" wird notwendig auch seine ganze Welt mitumfaßt. Die Frage gilt dem Bilde des Daseins, wie es in der Dichtung Trakls sich offenbart. Es ist von Belang, sich den Spielraum dieses Wortes zu vergegenwärtigen: es begreift sowohl das konkret Sinnenhafte in all seiner Schönheit wie Nichtigkeit und den frohen oder leidenden Menschen innerhalb dieser Welt als auch das „erlösende Haupt", womit alle Bildmöglichkeiten gemeint werden, die von einer höheren Wirklichkeit sind, um dem Menschen in seinem Schicksal Wegweiser und Gefährte zu sein. Trakls Dichtung spiegelt somit das „wirkliche" und das „ideale" Bild des Menschen — ideal hier im bezeichneten Sinne der platonischen ἰδέα. In der Zeichnung des ersten reißt sie den Schleier vom Antlitz des Scheinmenschen und stellt ihn in seiner ganzen Jammernis dar. Jedoch, dieser Tagesmensch erscheint nicht als d e r wirkliche Mensch, er ist nur dessen Abfallsmöglichkeit und Zerrbild. So sinnt er dem „weißen Antlitz" nach, in dem das eigentlich „Menschliche" da ist, formt „aus kristallenen Tränen und nächtigen Schatten" s e i n Bild des Menschen. Bevor die Erhellung dieses Bildes beginnt, gilt es die Frage der Methode zu erörtern.

Trakl ist, wie gesagt, kein denkerischer Dichter in dem Sinne, als es Hölderlin war. Er hat seine Welterfassung nicht begrifflich formuliert und diskursiv dargestellt. Sein Werk lebt nicht in Abstraktionen und anschauungslosen Gedanken — womit selbstverständlich nicht gesagt ist, daß solches für Hölderlin zutreffe; Wissenschaft, vor allem Mathematik, hat er verabscheut; Menschen, die Alltäglichkeit oder Leben durch Ideen überwinden, nicht begriffen (Buschbeck). Bei Trakl, dem alles Logische, Systematische fernsteht; einem Dichter, der auf den ersten Blick ziel- und wahllos seine Bilderfülle auszuströmen scheint: bei Trakl darf man nicht nach einem streng-logischen Aufbau im Ganzen seiner Dichtung suchen in Hinsicht einer gehaltlichen Fragestellung, wie sie vorliegende Arbeit sich setzt. Er ist zu sehr Spiegel eines irrationalen Erlebens, Erfahrens und von zu tiefer Verstummtheit. So sind die Züge seiner Menschenbilder weit verstreut, und weit spannt sich der Raum ihrer Daseinsmöglichkeiten und ihrer Welt. Hier und dort fällt ein Same in das Land, und die Aufblühenden machen kein geordnetes, geschlossenes Gesichtsfeld aus. Der Beschauer ist genötigt, jeweils die einzelnen Züge zum geformten Antlitz zusammenzulesen und den Lebensraum um es herum aufzubauen. Mit diesen Bedingtheiten ergibt es sich, daß man nicht — ohne die Eigenart der Dichtung Trakls willkürlich zu verletzen — ein Bild vom Dasein seiner Menschen entwerfen kann in einem streng systematischen, logischen Aufbau. Es ist nicht möglich, ein philosophisch-begrifflich durchdachtes Gebäude von Trakls Weltsicht aufzuzeigen. Jede Dichtung verlangt die ihr angemessene Verhaltungsweise, und diese ist bei Trakl nicht diskursive Konklusion, sondern gerundete Anschauung des Nacheinander ihrer Bilder. Das Gesamtwelt- und Menschenbild resultiert aus ihrer Aneinanderfügung, Intensivierung und sich überschneidenden Durchdringung: aus einem Zusammen-Schauen also.

Es ergibt sich somit die Notwendigkeit, Trakls Dichtungen in Gruppen aufzuteilen, je nach ihrem vorwaltenden Sinn-Gehalt. Dies ist ein Zwang methodischer Art und hat nur für diese Arbeit Geltung. Die Leitfrage nach dem idealen Bild des Menschen bestimmt ihre Auswahl und Anordnung. Ich versuche, die Möglichkeit eines solchen Bildes seinem Ursprung und seiner Bedeutung nach zu begreifen, und komme zu folgendem Aufbau:

1. Trakl sieht den Menschen zunächst in eine Welt geworfen, welche für diesen ohne wahre Beseligung und Festigkeit ist. Er fühlt die Untergangsverfallenheit alles Wirklichen. Das Menschenbild steht in einer Phase der Melancholie und düsteren Klage, in einer Stimmung der Angst.

2. Jedoch, die Seele verweist auf eine höhere Seinsmöglichkeit. Der Mensch ist eines Aufbruchs aus jener Melancholie fähig, muß ihn leisten, wenn er zu sich selbst kommen will. Indem dieses dem Dichter bewußt wird, erfaßt er den ganzen Abgrund menschlichen Elends und Schuldverschwistertheit und zeigt durch den großen Zwiespalt zwischen dem wirklichen und möglichen Sein die Dynamik menschlicher Existenz. Für das mögliche Sein sorgt er, indem er mit dem wirklichen leidet; von da aus wird seine Klage zur Anklage oder zum bewußten Mitleiden. Das ist möglich und zugleich notwendig, weil er eine höhere Seinsmöglichkeit sieht.

In diesen beiden Phasen liegt implicite eine negative Vorbestimmung des idealen Bildes: indem Trakl alle Not und Verkommenheit menschlichen Elends sagt, sagt er zugleich, daß darin das „Mensch"-Sein nicht bestehen kann.

3. Denn sein „Stern", Sinnbild einer höheren Existenzmöglichkeit, ruft den Menschen zu sich selbst und erweckt ihn mit seinem Glanz, der zur Lohe geworden ist, aus dem Zustand der Passivität. Er zwingt den Menschen vor die Stimme seines Gewissens, damit er seiner Schuldverhaftetheit — denn diese ist der Urgrund alles Leidens und einer Scheinexistenz — inne werde. Der Mensch fühlt sich somit seiner Person und dem Leben gegenüber verantwortlich. Der Umbruch nach innen liegt in dem Entscheidenden, daß der Mensch sich als moralisches Wesen begreift, als für sich handelnde Geist-Person also. In dieser Erkenntnis ist jene melancholische Passivität überwunden.

4. Wenn der Mensch sich solcherweise seiner selbst bewußt geworden und in der Gewißheit seiner Kraft steht, dann ist im Glücksgefühl darüber jenes Bild des Menschen möglich, das Trakl wie in die Bläue eines lichten Himmels geworfen hat: jungfräulich, schön und voll Liebe zur Erde, in seiner Steigerung und höchsten Erfüllung ein paradiesischer Seinszustand. Der Mensch hat Vertrauen zur linden Heiterkeit einfachen Lebens und zu einem Dasein, das von der Erde sich nährt. Es ist etwas von Lustbejahung, Tat und Kraft in diesem irdisch-sensitiven Bilde, aber es ist nicht ohne Bindung an Sitte und Gesetz. Wir wollen diesen Menschen als Inbegriff irdisch-beseligter Seinsmöglichkeiten „Elis" nennen, der methodischen Kürze halber.

5. Elis ist die eine Möglichkeit sinnvoller Existenz. Aber der Zugang zu ihm ist außerordentlich schmal. Wie ein Traum fast erscheint jenes verlorene Paradies, von dem Abfall, Qual und Verwesung

trennen. Das Erlebnis des Daseins als vergänglicher Nichtigkeit wird erneut und mit tieferer Erschütterung lebendig. Wem die schlichte Aktivität des erdverbundenen Lebens versagt ist, dem bleibt als Weg zu einer sinnvollen Existenz nur eine Möglichkeit: aus dieser Welt allein begreift er nicht ihren Verfall und seine Leidbetroffenheit. So tut er den erlösenden Schritt aus dem Irrkreis der Erde hinaus in das Ueberirdische: er löst das Rätsel des Seins vom Metaphysischen aus. Hier ist das Bild jenes Menschen wirklich, der ein „geistlicher Mensch" ist, gläubiger Christ im existenziellen Verstande. Von Gott aus gibt Trakl die erlösende Deutung von Welt, Leben und Mensch. Es ist der Primat der Geist-Seele vor dem Leib, erlösungsbereiter Glaube an die Todlosigkeit der Seele kraft der Verheißung Christi. Diesen metaphysisch gerichteten Menschen wollen wir innerhalb seines Variationsbereiches „Helian" nennen.

Zu diesen Phasen einer engeren Dimension tritt eine weitere: die Dimension einer wirklichen Bewährung. Wie steht jener Mensch zu Zeit und Kultur als den Räumen des Konkret-Geschichtlichen? Für Trakl war er im christlichen Mittelalter des Abendlandes da. Sein Verhältnis zur Gegenwart ist das der Negation und des Willens zu ihrer inneren Ueberwindung in eins. Aber der große Krieg, den Trakl nahen fühlte und mitkämpfte: ist er des „Menschen" Untergang oder Anbruch? Mit dieser Frage von eschatologischem Ausmaß bricht die Dichtung Trakls ab, der selber ein Opfer des Weltkrieges geworden ist.

Die Phasen — oder Gruppen, Perioden, Bilder, — der engeren Dimension fasse ich als verschiedene Weisen des Menschen, da zu sein und vom Dichter gesehen zu werden. Sie sind weder — innerhalb der Dichtung — chronologisch zu verstehen noch streng in sich abgeschlossen. Denn bei aller Schlichtheit und Unkompliziertheit der Welt Trakls in seinem Werk bleibt die Seele doch ein Geheimnis und läßt sich nicht schematisch in einzelne, sauber geschiedene Felder aufteilen.

Die Phasen werden somit begriffen als menschliche Verhaltungsmöglichkeiten, und zwar im Sinne eines gradualistischen Aufstiegs zu immer seinsnäherer Existenz; eines Aufstiegs, der im „geistlichen Menschen" einer christlichen Welterfassung gipfelt. So gesehen, machen die Phasen in ihrer dargelegten Ordnung die Wesensstruktur des idealen Menschenbildes bei Trakl aus; denn jenes Gipfelbild umfaßt potenziell auch die ersteren Möglichkeiten, da es sie überwindet und erfüllt. Was vorliegende Arbeit versucht, ist dies: stufenweise Wesen und Welt der in Trakls Dichtung begegnenden Menschenbilder, diesen gleichnishaften Medien seiner Weltbegegnung, aufzuhellen. Jener Aufbau liegt also in der Ebene einer psychologischen Ordnung: er ist ein Versuch, die Existenz Helians seinem Ursprung und seinem Wesen nach zu begreifen. Die Verhaltungsweise dieses Versuchs der Traklschen Dichtung gegenüber ist anschauende Interpretation, und darin liegt seine Begrenztheit, denn „gewiß läßt die Erscheinung Trakls viele andere Deutungen zu. Zur Beurteilung ihres Wahrheitsgehaltes leben wir aber noch zu nahe an ihm. Das uns Verwandte ist es, von dem wir in der Dichtung am tiefsten ergriffen werden. Seine Stärke und Klarheit bestimmt die Wahrheit unseres Bildes vom Dichter" (E. 27). Und die

Wahrheit der Darstellung seines Bildes vom Menschen, die hier geleistet werden soll.

Ich bin mir der methodischen Eigenart meines Aufbaues bewußt. Er schien mir jedoch vom Werk Trakls selbst gefordert zu sein. Es ist von Belang und dient zur Erklärung, sich eine andere Möglichkeit vor Augen zu stellen. Es wäre diese: die Arbeit nicht nach der aufsteigenden Linie des sich suchenden Menschen anzulegen, sondern ihn einzuordnen in die großen Gegebenheiten des Daseins: Geburt, Schicksal, Tod; die Räume, in denen er steht; die Frage der Gemeinschaft, des Verhältnisses zu Gott usw. Aber dabei scheint mir die Gefahr, daß das Eigentliche des Traklschen Menschenbildes nicht aufzeigbar sein wird: die Dynamik der Menschwerdung, wie es oben genannt war. Der mit Trakl Vertraute weiß, daß Elis von einer anderen Existenzialität ist als Helian; daß beide im Raum der Dichtung Trakls eine wesenhaft verschiedene Seinsproblematik verkörpern von denen, die in den Gedichten der ersten Phasen — der Melancholie bzw. des Mitleidens — deutlich sind. Eindringlich wie kaum sonst tritt bei Trakl hervor, daß der Mensch ein Wesen der Möglichkeit ist; um verschiedene Seinsmöglichkeiten kreist die Frage dieser Arbeit. Nicht, als ob sie völlig voneinander ablösbar und nebeneinander zu zeichnen wären, sondern — und das ist das Wesentliche der Traklschen Anthropologie — verschiedene Möglichkeiten im Sinne einer Verkettung nach oben, einer Richtung zur höheren Wirklichkeit; vielleicht, weil sie bedingt und getragen ist vom Menschsein des Dichters selbst. Die ausschöpfende Menschseinsverwirklichung im Werk, die aus der Dimension des Müden, Dunklen und Bösen herauswächst durch ein Schuldig-Wissen und ein Sühnen-Wollen hindurch in diejenige menschliche Situation, die eine *christliche* ist in ihrer schmerzverklärten Geistigkeit und glaubwürdigen Erlösungsbereitschaft: diese Menschseinsverwirklichung in ihrer Gültigkeit und Tiefe käme in anderer Darstellungsmethode nicht — oder nicht deutlich genug — ans Licht. Helian müßte seinem Ursprung und also auch seinem Wesen nach im Tiefsten unverstanden bleiben, — und der Dichter selbst, im Spiegel seines Bildes. Um dieser wesentlichen Dynamik willen also fordert Trakls Werk für die Aufzeigung seines Menschenbildes eine Methode des Nach- und In- und Aufeinander.

Eines ist noch vorweg zu nehmen. Trakls Werk ist rein lyrischer Artung. Das würde die deutende Interpretation zu sehr erschweren oder gar willkürlich erscheinen lassen, wenn seine Sprache und sein Stil nicht so einfach wären. Hier soll nicht wiederholt werden, was treffend in verschiedenen Arbeiten herausgestellt wurde; es bedarf nur kurzer Hinweise. Bayerthal und Demmer haben das Formale bei Trakl untersucht und auch die Bedeutung seines lyrischen „Ich" und „Du" usw. ins Verständnis gerückt. In den Gedichten, die für die vorliegende Arbeit in Betracht kommen, gelten die Pronomina als solche des Menschen schlechthin, wie es in diesem Vers erscheint: „Frömmer kennst du den Sinn der dunklen Jahre" (102), sie gelten also nicht individuell eingeschränkt. — Es war eingangs schon von der Symbolträchtigkeit der Dichtung Trakls zu sprechen. Brunner hat verschiedene Motive und Situationen, die oft wiederkehren, zusammengestellt; sie sind als Sinn-

bilder für meine Arbeit von Belang, weil sich in ihnen die Ansicht menschlichen Daseins bildhaft verdichtet. Da ist zunächst die Situation des „Entlang" und des „Folgens":

„Entlang an Gärten, herbstlich, rotversengt:
Hier zeigt im Stillen sich ein tüchtig Leben" (64).
„Reiter entlang an Roggenfeldern, leeren Mühlen" (68).

Das Dasein erscheint als eine Bewegung in und an bestimmten Grenzen entlang, welche ihr die Richtung geben.

„Ein Hirt folgt sprachlos der Sonne" (102).
„Immer folgt den dunklen Rufen der Schiffer
Stern und Nacht ...." (109).

Dieses Folgen ist das Sich-Begeben auf den Weg des Lebens, sei es in beseligender Aktivität, sei es im Ertragen eines schmerzlichen Schicksals, das einem bestimmt ist. — Näherliegende Symbole sind die Bilder vom Vogelflug und Schaukelkahn.

„Vielleicht unsäglichen Vogelflug ..." (99).
„Voll Harmonien ist der Flug der Vögel ...." (177).

Der Vogel gilt als göttlicher Bote, und uralt ist die Vorstellung, daß des Menschen Seele beschwingt sei und die Schwinge ihn, vom Leibe gelöst, in seine Heimat, den himmlischen Aether, zurücktrage.

„Unter dem runden Himmel
Fährt der Fischer leise im blauen Kahn" (143).
„Ein goldener Kahn
Schaukelt, Elis, dein Herz am einsamen Himmel" (96).

Es sind Abwandlungen des alten Motivs vom Schiff des Lebens.

Trakl scheidet klar Gut und Bös, zwischen die der Mensch gestellt ist und zwischen denen er sich zu entscheiden hat. Das Gute begegnet oft in den Gestalten der „Mutter", des „Mönchs", des „Kindes" und der „Schwester", die aber auch Schuldgefahr und Versuchung bedeuten kann, wohl im Spiegel Evas. Ihre Gestalt begegnet an entscheidenden Stellen in der Dichtung. Dort stellt sie das schuldverschwisterte Gegenüber des Menschenbildes dar, etwas vom Weiblichen schlechthin: Versuchung und Erhöhung in eins.

Bilder wie die des Hirten, Fischers, Jägers und Bauern sind konkret und symbolisch zugleich gemeint; sie liegen in der Ebene des Gleichnisses. Das Böse erscheint in der „Maske", im „Aussätzigen", im Bilde der aasfressenden Krähen. — Hinzu kommt das Symbol des Wassers.

„O wie stille ein Gang den blauen Fluß hinab" (105).
„Im Kahn den blauen Fluß hinunter ..." (32).
„Ein erhabenes Schicksal sinnt den Kidron hinab ..." (87):

es ist Christi Schicksal selbst im Bild der Bewegung des Baches, der sich seinen Weg sucht.

Diese Umrisse wollen weder vollständig noch erschöpfend sein; es galt nur, die belangvollsten Erscheinungsweisen anzudeuten, in die das Bild des Menschen bei Trakl eingehen kann; seine Darstellung ist damit genügend vorbereitet.

Die Seinsweise der Melancholie.

Dies also ist der erste Bereich: Trakl sieht den Menschen in eine Welt geworfen, welcher er ganz ausgeliefert ist; die Wirklichkeit bedrängt ihn. Er ist ein Wachs, in das sie ihre zehrenden Siegel abdrückt, mit brennendem Schmerz. Der Mensch ist in einer Phase der Trauer gesehen, und zwar einer wesentlich passivischen Trauer: der Melancholie. Nicht, als ob die Farbe ihrer Bilder nur dunkel und schwarz wäre, aber die seelische Verhaltung ist ein Erfahren nur der Düsternis und des Verfalls; der Mensch hat die Haltung des Auf-sich-einstürmen-lassens und ohnmächtiger Passivität dergestalt, daß er alle Einwirkung kraft seines Tatwillens abweist und nur Wachs und Empfängnis ist: „Verflossen ist das Gold der Tage / Des Abends braun und blaue Farben: / Des Hirten sanfte Flöten starben ..." (47).

In solchem „Verfall" (9) tut der Mensch keinen Schritt, der „Vögel Flug zu folgen", nach „helleren Geschicken" sich aufzumachen; dazu hat er nicht die Kraft. In Ohnmächtigkeit vermag er nur ihnen nachzuträumen. Da trifft ihn Fäulnisgeruch. Und diese eine partielle Sinnesreizung reißt den Menschen in das Wissen um seinen Tod und Verfall. Entlaubte Zweige, rostige Gitter, verwitternde Brunnen, vor dem eisigen Hauch des Todes fröstelnde Astern wie blasser Kinder Todesreigen: das ist die Weltsicht eines müden Verfalls. Wie rotes, welkes Weinlaub schwankt der Mensch innerhalb der Grenzen von Geburt und Tod, den Gittern des Noch-Nichts und des Wieder-Nichts, seinen Reigen zum Tode, vom Wind geweht, nicht durch sich selbst bewegt. Deutlicher noch wird die Situation des Melancholischen in „Die schöne Stadt" (32). Das Nebeneinander der verschiedenen Seinsmöglichkeiten: Knaben, Mädchen, Soldaten, schöne Damen, Fürsten, Nonnen; sonnige Plätze, Kirchen, Blumen, Kronen und Lachen und frommes Gebet: die ganze schöne Stadt, Lebenspracht und Vielfalt des Seins ist für diesen Menschen aufgehoben: „Silbern flimmern müde Lider", da er all diesem Lebensduft fern ist, müde und verzagt in einsamer Kammer. Trakl sieht den Menschen in einer Welt, die als „Melancholie des Abends" (22) erscheint. Die Landschaft ist dieses Menschen bildgewordene Melancholie, ein „Plan ohne Maßen" und Ziel. Denn jene „schönen Länder" erscheinen fern und unerreichbar, da er gleichsam nur ein „Rohr" ist, das sich regt, wie der Wind es will. Was ihn vom „Menschen" trennt, ist gerade die Unfreiheit, sich nicht selbst aus sich zu bewegen; mit der Selbstbewegung nämlich beginnt erst „Existenz".

„Und grauenvoll verfällt ein leer Gewand ..." (64): es ist die Bedrohung gespürt, daß der Mensch wie diese Vogelscheuche zerfallen kann, ein „leer Gewand", preisgegeben dem blinden Spiel äußerer Einflüsse, die als feindliche gesehen werden müssen. Der Mensch will vor dieser Angst und Bedrohtheit fliehen: „Ein Antlitz ist berauscht ins Gras gesunken" (64), damit es den grauen Verfall vergesse: eine Passivität und Angst, unfähig zu einem „tüchtig Leben"; das Sich-Umspülenlassen eines Daseins wie „In den Nachmittag geflüstert" (52), geflüstert als Verhaltung des Stillen und Zagen. Das körperlich scharf Umrissene ist ihr schon fremd geworden: „Sterbe klänge, Stirne Gottes

Farben träumt, Schatten drehen sich am Hügel", nicht wirklich Tanzende. Der Tanz ist nicht Ausdruck lustbejahenden Lebens, sondern „von Verwesung schwarz umsäumt". Alle Wirklichkeit ist ihrem Wesen, eben „Wirkliches" zu sein, entkleidet, als ein Traum nur erscheint die Welt. Aber das ist nicht mystische Erfahrung, sondern dieses „Entgleiten des Seienden im Ganzen"[2]), darin sich das Nichts offenbart, ist nur aus einer „Stimmung" möglich, nämlich der Angst, Angst hier als eine Verhaltungsweise des Menschen, der auf ein Wirken kraft seines Tatwillens verzichtet hat[3]).

Dieselbe Dimension spricht aus dem Gedicht „Moor" (107): der Mensch als „Wanderer im schwarzen Wind"; im Moor — d. h. im Dasein — gibt es nur einen schwarzen, einen Wind der Düsternis und Seinsöde.

„Quere über finsteren Wassern":

eine seltsame, überraschende Dichtigkeit und Prägnanz des Ausdrucks passiver Lebensstimmung. Der Weg führt nicht in die Weite, geradeaus noch in die Höhe; in solcher Haltung gibt es kein Vorwärts, Aufwärts oder Zurück; alle Möglichkeiten sind versperrt, der Wanderer steht in einer abgründigen ἀπορια. Es hat keinen Sinn, den Fuß vorzusetzen oder mit Händen Hindernisse zu räumen, denn es gibt weder Weg noch Richtung, weder Graben noch Baum, sondern „Quere über finsteren Wassern" liegt im Wanderer selbst verborgen begründet; die Quere ist in ihm als Schranke innerer Ohnmächtigkeit zu allem Sein und Tun. Man darf sagen, daß Trakls Wahrnehmungsvermögen solcher Bereiche mit dem „metaphysischen Angstgefühl" eines Nikolai Gogol innerlich verwandt ist[4]).

„... Doch tiefer neigen / Wir Armen uns und schweigen / Und schweigen, als wären wir nicht mehr!" (E. 122). „Melancholie" (51) ist die Verhaltungsweise dieses Menschen der Welt gegenüber. Schatten, dunkle Augen und Gitarrenklänge sind die Erscheinungen des Wirklichen, verfallne Lippen; das Land ist „aufgelöst", alle Lebenslust und Aktivität — im Schwund der Sonne — erstorben, das Seinsganze erscheint „im Vorübergleiten", kurz: Leben heißt, „Des Todes ernste Düsternis" wird einem bereitet. Aus Furcht vor dieser Düsternis geschieht jene Entwirklichung der Welt, die Auflösung und das Vorübergleiten.

Aufschlußreich ist ein Vergleich mit der im Erinnerungsbuch neu veröffentlichten „Melancholie" (E. 113).

„Die blaue Seele hat sich stumm verschlossen ...
. . . . . .
Der Dirnen Stimmen; Tau ist ausgegossen
Ins harte Gras und Sterne weiß und kalt.
Im teuren Schatten sieh den Tod gemalt,
Voll Tränen jedes Antlitz und verschlossen".

Des „Sonnenjünglings feuchte Locken" sind hier „die Wolken, die goldenen Fremdlinge"; der Dirnen Stimmen ist eine weitere Entwirklichung der Welt: nur mehr die Stimmen statt der „roten Brüste". Es erweitert sich der Blick: voll Tränen jedes Antlitz; im teuren Schatten, d. h. im Geliebten, im Freund, im Du sieht man den Tod

gemalt und von ihm aus die Welt. Die angstschwere Verschlossenheit ist nicht nur eine des Antlitzes, es reicht tiefer: die blaue Seele hat sich stumm verschlossen. In diesem Bilde sehe ich den dichtesten Ausdruck für die melancholische Lebenshaltung: mimosenhaftes Sich-zurückziehen von Tat; stumm ist nicht nur Mund, sondern auch Gemüt und Wille.

Dies ist in der skizzierten psychologischen Ordnung die erste Verhaltungsmöglichkeit der Welt gegenüber. Ob der Fülle des Verfalls, zusammengehäufter Todesnähe, der sich überstürzenden Bildmenge des Zerfließens, Grenzenlosen, Auflösenden und Welken verschließt sich der Mensch, voll Trauer und Melancholie. Dieses Grunderlebnis des Seins bleibt bestehen, mitschwingend als leiser Unterton. Es wird nicht gebändigt im Sinne eines Abstreifens und Auslöschens, sondern überwunden kraft eines Anderen, das höher und feinsträchtiger ist.

Die Haltung des Mitleidens.

Ein anderes Gesicht des Menschen begegnet in der zweiten Phase der dargelegten Bildstufung bei Trakl. Die blaue Seele hat sich stumm verschlossen, jedoch daß es eine „blaue" ist, verweist auf ihre höhere Existenzmöglichkeit, einen Aufbruch nämlich aus jener müden Melancholie. Indem sich der Dichter diesen Weg vor Augen stellt, zeigt er in Situationen menschlicher Not und Schuldverschwistertheit die Größe des Zwiespalts zwischen dem wirklichen und möglichen Sein; für dieses setzt er sich ein, indem er mit jenem mit leidet. Die Weise seines Aussagens verrät diese von der vorigen verschiedene Sphäre durch ihren anderen Ton: die melancholische Klage wird zur aktivischen Trauer, zur Anklage, zum bewußten *Mitleiden*. Ihre Möglichkeit bedingt sich durch den Glauben an die „blaue" Seele, denn blau ist bei Trakl die Farbe für das Ewige, Heilige, Göttliche und Erhabene, für das Seinsnahe, d. h. die Seele weist den Menschen auf eine höhere Existenzmöglichkeit hin, als sie in der Phase der Melancholie erschien. Wenn der Dichter jetzt von den Menschen als „Kranken" sagt: „Sieh, wie die Schrecklichen sich wirr zerstreun ... / O! trauervolle Schatten an den Mauern". (65), so ist darin schon mehr als ein bloßes Aufnehmen, zumindest ist die Weise des Getroffenseins eine andere. Er hat eine gewisse Distanz zu den Dingen des Leidens, nicht als ob es ihn nicht bedrängte und quälte, aber doch Distanz in dem Sinne, daß er das Elend sieht von einem anderen Ort aus, der nicht im Mittelpunkt, sondern an der Peripherie des Leidens liegt, wenn dieses bildlich als ein Kreis gefaßt wird; der Dichter leidet *mit*: so gehört er zwar in den Kreis hinein und steht doch irgendwie außer ihm, wie es deutlich wird in „Menschliches Elend" (59). Im Vergleich seiner Verse mit dem Gedicht „Verfall" wird der andere, neue Ton vernehmlich. In jenem ist eine unmittelbare Erschütterung, wo der Verfallshauch erzittern macht und den Menschen nicht mehr aus seinem Banne treten läßt; hier ist mehr eine Erschütterung aus dem Mitleiden kraft höherer Position, die sich klar aussagt: „Des Edlen weiße Schläfe Lorbeer ziert". Der Edle ist der um das Leid Wissende und es Durchtragende; weiß seine

Schläfe, weil er Höheres erfuhr, dafür der Mensch es tragen muß. Aber gerade weil er diesen Ort inne hat, muß seine Klage ein Mitleiden sein mit der Richtung auf Anklage. Alle diese Bilder menschlichen Elends erscheinen doppelt gräßlich und bedrohlich, weil der Edle durch sein Edelsein einen solchen Abstand geschaffen hat. — „Vorstadt im Föhn" (57) hat die Atmosphäre grausiger Großstadtperipherie, deren Anklage umso drohender und tiefer ist, als die Erinnerung oder Zukunftshoffen oder kindliche Traumphantasien eine andere, bessere Welt auftun. Hier ist die Wirklichkeit sozialen Elends gesehen und eindeutig ausgesprochen; zwar werden die Situationen einfach als Wahrnehmungen nebeneinander gesetzt, doch liegt in ihnen mehr als nur ein Aufreihen von Tatsächlichkeiten. Ueber eine rein mitfühlende Anteilnahme hinaus nähert sich der Ton einer mitleidenden Anklage, und zwar liegt die Anklage wesentlich in der Ebene des Sozialen; „Elend" wird in der Dimension des durch menschliche Ungerechtigkeit Verschuldeten, also Aufhebbaren begriffen. — Die Menschen, die Trakl hier gesehen hat, kehren in ungeheurer Verdichtung und Weite zugleich in „Vorhölle" (175) wieder, einem späteren Gedicht, aus größerem Blick und tieferem Erfassen des Leidens als solchen. Der „Tag" — das Dasein — ist ein „feuriges Rad", der Erde Qual ohne Ende; von ihm sind die Menschen der rauchenden großen Stadt erfaßt und mitgerissen. Ihre Kindheit ist keine eigentliche Kindheit mehr, da sie eine unheilige ist; „purpurne Flüche des Hungers", die „Schwerter der Lüge", d. h. alle Verkommenheit der Seele und Unordnung des Seins; das Leben ist hier ohne Sinn: „verwesende Menschen, ... als schlüge zusammen ein ehernes Tor": sie sind ausgeschlossen vom Reich des eigentlichen Menschseins. „Dunklere Tränen odmet diese Zeit,/ V e r d a m m n i s" ... Ueber die Darstellung des rein sozialen Elends hinaus wird hier dessen tiefere „Wirklichkeit" ausgesprochen: jene Menschen „existieren" nicht, sondern bewegen sich vom „Menschen" fort in einen Abgrund; der Urgrund dieser Bewegung wird angedeutet, er hängt irgendwie mit Schuld zusammen: „Verdammnis!" Dieses Elend liegt in der Ebene des Seins als einer moralischen Wirklichkeit.

Den stärksten Ausdruck für die Not dieser armen Menschen findet Trakl in „Allerseelen" (48), einer Weise von menschlicher Todesangst und Seinsleere.

„Die Männlein, Weiblein, traurige Gesellen,
Sie streuen heute Blumen blau und rot
Auf ihre Grüfte, die sich zag erhellen.
Sie tun wie arme Puppen vor dem Tod.

O! wie sie hier voll Angst und Demut scheinen,
Wie Schatten hinter schwarzen Büschen stehn.
Im Herbstwind klagt der Ungebornen Weinen,
Auch sieht man Lichter in der Irre gehn.

Das Seufzen Liebender haucht in Gezweigen
Und dort verwest die Mutter mit dem Kind.
Unwirklich scheinen der Lebendigen Reigen
Und wunderlich zerstreut im Abendwind.

Ihr Leben ist so wirr, voll trüber Plagen.
Erbarm' dich Gott der Frauen Höll' und Qual,
Und dieser hoffnungslosen Todesklagen.
Einsame wandeln still im Sternensaal".

Hier ist Trakls Mitleiden am deutlichsten ausgesprochen; er wandelt still im Sternensaal, das ist sein Ort an der Peripherie des Leidenskreises. Er schaut die Sterne, Sinnbild des Menschen, der ihrem Glanz folgt und einig geworden ist mit der Not seines Schicksals; der befreit ist von trüber Wirrnis und hoffnungsloser Todesklage. Von da aus sieht der Dichter die Wirklichkeit des Tages, den Tanz des Lebens und der Liebe: wie unwirklich! „Traurige Gesellen, Puppen"! Dieses Wort trifft die größte Abfallsmöglichkeit des Menschen. Er ist sich seiner höchsten Fähigkeit und Pflicht nicht mehr bewußt: seiner Freiheit. So überläßt er sich den Stößen und Bewegungen einer fremden, feindlichen Verknüpfung von Ursache und Wirkung, er ist zu einem „Ding" geworden, einer armen Puppe. Für diese Wesen bricht aus dem Dichter die Inbrunst eines Flehens, eines Mitleidens — denn Auflehnung und Empörung gegen Gott ist Trakls Wesen und Werk fremd — in der Fürbitte des Wortes: Erbarm' dich Herr und Gott! Denn diese, die sich verloren, müssen ihre Sterne wiedergewinnen. Der Dichter spürt seine Aufgabe, über den Menschen zu wachen und für ihn zu sorgen. Die Puppe ist niederste Seinsweise, — der Mensch als Wesen der Möglichkeit, — zu welcher Höhe vermag er aufzusteigen?

„Einsame wandeln still im Sternensaal".

Der existenzielle Umbruch nach innen in der Entscheidung zur sittlichen Natur; der Mensch als moralisches Wesen.

Die ersten Phasen der psychologischen Ordnung bedeuten eine Grundlegung für die Möglichkeit des idealen Menschenbildes seinem Ursprung nach. Bislang sind Situationen dargestellt, in denen der Mensch im Raum der Trauer als einem Bedrängtsein von Elend und Todesangst verharrte. Jetzt geht die Frage nach dem inneren Menschen als solchen: wie er sein Dasein richten *soll* in der Entscheidungsmöglichkeit kraft seiner Freiheit. Der Mensch wird jetzt also in eine wesenhaft andere Seinsebene gehoben erblickt. Er begegnete als „Wanderer im schwarzen Wind", der unter der Last einer „Quere über finsteren Wassern" resignierend verstummte. Er trug ein anderes Gesicht in der zweiten Phase, wo der Dichter in der Sorge für ein mögliches höheres Sein mit dem wirklichen litt; wo er für die in einer „Vorhölle" Verlorenen eintrat und Gott um Erbarmen anrief, sie daraus zu befreien. Jetzt, in der dritten, weist er den Weg für die Befreiung; er zeigt die Möglichkeit, das „eherne Tor", das über „verwesenden Menschen" zusammenschlug, wieder zu öffnen; es ist der Weg aufwärts zum Bilde des Menschen, der mit seinen Sternen wandelt, edlen Lorbeer an den Schläfen. Stehen die ersten Phasen in der Ebene des Wirklichen, so diese in derjenigen des Möglichen; es ist der Unter-

schied zwischen „Sein" und „Sollen": jenes als konkrete Tatsächlichkeit, dieses als eine Frage der Moral.

Trakl hatte starke weltanschauliche Bindungen zu Dostojewsky, zumal in seiner großen Verantwortlichkeit der Person und dem Leben gegenüber. Es eignet gerade dem Wesen des Genius, das Dasein ernst zu nehmen. Die Menschen fürchten gemeinhin die Beschwerden, die ihnen unbedingte Ehrlichkeit aufbürdet; einige aber leben das Geheimnis, daß jeder Mensch ein einmaliges Wunder ist; sie leben kühner und ehrlicher, um die höhere Ordnung und Wahrheit, die in ihnen ist, ans Licht zu heben: ein höheres Menschsein[3]).

In „Traum und Umnachtung" (155 f.), jenem seltsam-erschütternden Selbstbildnis, stellt sich diese „Mensch-Werdung" dar in einem furchtbaren Gegeneinander von Trieb und Wille, Dunkel und Helle, Bös und Gut. Der „flammende Wolf" ringt mit dem „Sternenantlitz" der Reinheit. Der M e n s c h erwacht: er erkennt seine Schuld, weil er sich seines Engels bewußt wird. — Dies Wenige deute an: es geht um ein Aufstehen aus dunkler Klage und Melancholie. Das Wissen um die Sterne ist stark genug, um den Willen zu ernst-prüfender Verantwortung zu zwingen. Die Dichtung Trackls sieht den Menschen somit in einer Phase, die von den vorigen das wesentliche Unterscheidungsmerkmal des Voluntativen und Strebigen hat. Der Mensch ringt, statt zu träumen; kämpft, statt Leiden aufzusaugen; setzt selbst den Meißel an, statt nur Wachs zu sein. Es ist d i e entscheidende μεταβολη, in welcher die Ueberwindung müder Melancholie geleistet und damit die Hinwendung zum „Sternenantlitz" erreicht wird.

Die Abfallsmöglichkeit des Daseins liegt im Urgrunde seiner Schuldverhaftetheit. Deren inne zu werden, ist die Bedingung eines Aufbruchs nach oben: er kommt von innen. Darin liegt das existenziell Entscheidende dieses Umbruchs: der Mensch wird nicht mehr als rein rezeptiv, als nur passiv gesehen, sondern der Mensch wird als moralisches Wesen begriffen, d. h. als für sich verantwortlich, als handelnd also. Der Unterschied ist der: daß statt der Passivität eines Scheindaseins jetzt jene Selbstbewegung einsetzt, mit der „Existenz" erst möglich wird. Den Menschen in dieser μεταβολη, den mit sich selbst ringenden und sich aufwärts entscheidenden Menschen stellt die dritte Phase in der obigen Ordnung dar. So begegnet er in Transfigurationen, wie „Sebastian" (103) eine ist.

„Er aber war ein kleiner Vogel im kahlen Geäst": das hat noch etwas von klagender Passivität in sich. Dann aber hebt das Innewerden von Sünde und Schuld an. Im Geschehnis der Christgeburt zur Heiligen Nacht wird dem Menschen sein Gebrechnis deutlich: „O wie leise Sank in schwarzem Fieber das Antlitz hin". Oder wenn er Christi Kreuzwegstationen geht, und Christus — die „blaue Gestalt des Menschen" — vor ihm aufsteht mit blutendem Herzen: „O wie leise stand in dunkler Seele das Kreuz auf", dunkel in der Last ihrer ungesühnten Schuld, da sie ihren Engel ahnt. Dessen Stimme tönt in der „Osterglocke", als Ruf von „Silberstimmen der Sterne" zum „Schläfer" herab im „Grabgewölbe" der Schuld, im „dunklen Wahnsinn". Das Gewissen mahnt an Vergessenes, da „im Schatten des Nußbaums der Geist des Bösen erschien". Noch ist dieser mächtig genug,

daß in „Sebastians Schatten die Silberstimme des Engels erstarb". Sie e r starb, d. h. sie verstummte, kann und muß also immer wieder sich erheben und dem Menschen sein „Kreuz" vergegenwärtigen, denn erst in der Gegenwart eines Schuldbewußtseins ist die Silberstimme des Engels vernehmlich, und in ihm erst wird ein Erwachen des Schläfers zur Existenz möglich. Diese existenzermöglichende Gegenwart eines Schuldbewußtseins spricht am eindringlichsten aus dem Sonett „Ein Herbstabend" (76).

Ein herbstliches Dorf. Es sind spielende Knaben da und Mägde, die von Liebe träumen. Dann die Verse des Abgesangs, die das Eigentliche aussagen:

„Für Einsames ist eine Schenke da;
Das säumt geduldig unter dunklen Bogen,
Von goldenem Tabaksgewölk umzogen.
Doch immer ist das Eigne schwarz und nah.
Der Trunkne sinnt im Schatten alter Bogen
Den wilden Vögeln nach, die fern gezogen."

Charakteristisch ist schon, wie Trakl den Gang dieses Menschen aussagt; es heißt nicht etwa: Er schreitet im Dunkel, sondern: „Ein Dunkles zeigt im Schreiten sich oft an Mauern", so daß im — bei Trakl so beliebten — substantivierten Neutrum, in dieser Umrißschwäche und Ungreifbarkeit, eine starke Verdichtung des unheimlich Einsamen und Bedrohenden erreicht wird[6]). Jene spielenden Knaben und die Mägde stellen den Bereich des farbigen Lebens dar. Dieser Mensch aber ist ein Einsames, das geduldig säumt: gepreßter Ausdruck für eine auf sich gestellte Verlassenheit, höchstmögliche Potenzierung des Ein-Individuum-seins, das sich nicht teilen kann in die Spiele der Knaben und Träume der Mägde, das vielmehr bedrängt wird vom Geheimnis des Mensch-seins als eines Einmaligen, doch nicht im Sinne einer Selbsterhöhung, einer Autoapotheose, sondern in einem Erlebnis schlechthinniger Bedrängnis: Doch immer ist das Eigne schwarz und nah. Das ist Unentrinnbarkeit vor seinem Selbst, Geworfenheit in ein schicksalhaftes Ich als ein Beladensein mit Schuld und Qual. Ich bin, indem ich schuldig bin. Das Eigne ist immer ein schwarzes, fähig des Abfalls und der Sünde, und als solches nicht auszulöschen und zu beheben; es ist immer nah, lastend und bedrängend. Hier entscheidet sich der Weg des Menschen: der eine stößt sich los von dieser Bedrängnis und geht den Weg der Oberfläche; der andere stellt sich seinem Gewissen und sucht in Verantwortlichkeit vor sich selbst das Eigne auszutragen. Diesen Weg nimmt der Mensch des Gedichtes: Der Trunkne sinnt den wilden Vögeln nach. Jetzt ist er nicht mehr „ein Trunknes", sondern ein Ich: d e r Trunkne. Er hat sich entschieden zu Gestalt und Person, indem er sich zur Schuld und ihrer Sühne bekannte. Diese Weise der Selbsterkennung ist eine Besonderheit der Traklschen Anthropologie: sie geschieht in und durch die Erkenntnis eigener Schuld. Es ist kein „natürliches" Menschsein im Sinne eines vegetativen Aufwachsens, sondern diese Menschwerdung wird bewußt vollzogen; die Selbsterkennung liegt im Bereich der Moral: der Mensch ist für sich verantwortliche Geist-Person. Die wilden Vögel bedeuten sein eigent-

liches Ich, das nicht *in* Menschen steckt, sondern hoch *über* ihm. Das sind die „helleren Geschicke" (9), zu denen er sich aufmacht im ersten Schritt des sinnenden Betrachtens. Daß sie ferngezogen, ist kein Abschied oder Verzicht; in ihnen hat er sich vielmehr im Blick, als Wesensschau, — wie die platonische φυχη das Sein als ἰδεαι hat, als innere Schau. Dieses wahrhafte Sein des Menschen, seine „Idee" also, wird dem Sinnenden, dem innerlich Schauenden sichtbar. Noch steht es nicht im vollen Licht, noch halten es die Schatten alter Bogen in einer gewissen Ferne, als ein Umrißschwaches, aber mächtig Wirksames. Dieses dem Schattendunkel zu entreißen, es zu *entbergen*, liegt in der Entscheidung des Menschen zu sich selbst. Alle Wahrheit ist in ihrem Wesen Entbergsamkeit, — im Sinne der griechischen αληθεια als Unverborgenheit, — und der Weg des Menschen wäre danach ein immer tieferes Eindringen in das dunkel Verborgene, um es ins Licht zu stellen und so zu entbergen[7]).

Was vom „Menschen" gesagt war, verbirgt sich in den Versen dieses Gedichts: „Einsames" ist das Einmalige eines jeden Menschen. Diesem auszuweichen und sich selbst zu verraten, ist Oberfläche und Nichtwahrhaft-sein, weil sie nicht entbirgt. Dem „Menschen" aber ist das Eigne immer schwarz und nah: er steht zur unaufhebbaren Schicksalhaftigkeit seines Daseins, die hier Schuld bedeutet und Sich-sühnen-wollen in eins. — Es wurde bei diesem Gedicht länger verweilt, weil in ihm das Entscheidende für den Menschen liegt: die Ermöglichung zur „Existenz"; weil in ihm etwas aufspringt von dem, was mit „Geist-Ergriffenheit" umfaßt sei, Geist als die Mächtigkeit, die den eigentlichen Menschen ausmacht. Wenn Entscheidung zur Wahrheit ein Sich-aussetzen und Sich-frei-machen ist, so wird deutlich, daß darin etwas von Freiheit mitschwingt, ja diese Wahrheit ist wesenhaft Freiheit und als solche nur aus dem Geiste möglich. Nur diesem kann auch die „Idee" des Menschen aufgehen. Das besagt für die thematische Fragestellung: das ideale Menschenbild bei Trakl rückt um einiges näher, ein Bild des Menschen, der sich aus dem Geiste und für den Geist entschieden hat, von dem er sein Unterscheidungsvermögen getragen fühlt. Er sucht die „Wahrheit", seine Existenz also. Ihre erste Stufe ist verantwortliches Innewerden seiner selbst. Weil das Eigne immer ein schwarzes, ist diese Erkennung ein Wissen um das Böse im Menschen; und weil das Eigne immer nah, ist sie zugleich Rechtfertigungswille, eine Frage der Moral also. — Diese Selbsterkennung setzt sehr tief an; sie verlangt eine Rechtfertigung nicht nur für den Zustand des gegenwärtigen Tages, sondern sie ist sich des Anfangs der Schuld tief bewußt: sie sucht die Jugend auf. Es ist diese Realistik bei Trakl bemerkenswert: er kennt auch eine „unheilige", eine in böser Tat und Sünde sich aufhebende Kindheit. Wenn sie nicht aufgesucht und entsühnt wird, ist alles Aufwärtsstreben ohne Belang, weil ohne Anfang. Er muß bereinigt sein, damit der Baum gesunde Wurzeln habe und zum Licht wachsen könne. Diese Selbstprüfung ist — um ein bedeutenderes Gedicht herauszugreifen — in „Föhn" (146) dargestellt. Mit unbeirrbarem Klarheitswillen stellt sich der Mensch des Gedichts vor die Sünde, die seine Kindheit heimgesucht hat. Er sieht, wie sie „das silberne Gerippe an kahler Mauer zerschellen" machte. Im Volkslied

fegt rauher Nordsturm über zarte Blüten, oder ein Reif fällt in Sommernacht: Bilder des Versinkens in Schuld. Jener Mensch fühlt die Größe der Sünde irgendwie mächtiger: „Tief (aufseufzt) der Wind in zerbrochenen Bäumen, / Und es schwankt die Klagegestalt / Der Mutter durch den einsamen Wald / Dieser schweigenden Trauer". Das Schuldigsein erscheint im Bilde des „dornigen Stachels", der nimmer vom verwesenden Leib abläßt; aber er tötet das „Silberne" nicht ganz: „Tief im Schlummer aufseufzt die bange Seele": das ist ihr Grauen vor dem Bösen, ihr Abscheu: „Nächte, / Erfüllt von Tränen, feurigen Engeln".

Eine gleiche Situation ist im „Traum des Bösen" (50) dargestellt. Wenn Trakl hier menschliche Schuld entblößt, so ist das keine Schamlosigkeit, sondern ein Wahrheitstrieb und sittlicher Radikalismus, der keine Schranken dulden kann[8]). Der Dichter umreißt in wenigen Wahrnehmungen den Abgrund menschlicher Schuldverlorenheit und Düsternis: „Kastanien schwül .... verkümmern" ...; eine böse Buntheit greller Farben bedeutet die Verirrung: „Schwarz ragt der Kirchen trauriges Gepränge"; die Norm, das Gebot stehen drohend vor dem Menschen, der in die Wirklichkeit des Bösen versinkt. „Aus bleichen Masken schaut der Geist des Bösen. / Ein Platz verdämmert grauenvoll und düster ..."; jedwede Gebärdung des Menschen ist Lüge und Hinterlist, ist nicht echt, ein Sich-verstecken-wollen. Das Antlitz wird so zur Maske, der Wahrheitssucher schreitet durch sie hindurch in das Innere und gewahrt die Fratze Satans; unter der Maske lauert die Hölle, „grauenvoll und düster".

„Aussätzige, die zur Nacht vielleicht verwesen",

verwesen im Sinne eines Nicht-mehr-wesens, eines Nicht-mehr-seins, da in Schuld keine Existenz möglich ist. Vielleicht! Und darin erscheint wiederum die „bange Seele", die aus all dieser Qual heraus will; die „des Vogelfluges Zeichen" liest, Sinnbilder der Existenz. Es sind noch „wirre Zeichen", weil die Wirrnis im Menschen selbst ist, doch bedeuten sie, daß diese Nacht des Bösen einst wie ein „Traum" vergehen wird, daraus ein reines Erwachen kommt. So gehen die Menschen, die Schuldverschwisterten, ihren „Sternen" nach, in solcher Sühnebereitschaft einander begegnend, und eins im andern sich erkennend: „Im Park erblicken zitternd sich Geschwister".

In diesen Zusammenhang gehört auch das Prosastück „Verwandlung des Bösen" (127). Es ist eine glühende Verdichtung der Abfallsmöglichkeit und der Wirklichkeit des Bösen, zugleich aber das Ringen der guten Mächte im Menschen mit ihr[9]). Das Dasein begegnet als ein Mitteninne zwischen „Aussatz" und „Sternenhimmel"; es ist jene existenzielle Spannung, in der menschliches Sein sich konstituiert. „Leben überhaupt heißt in Gefahr sein"[10]). Hier ist die Situation lebendig, von der jene Verse sprechen: „Doch immer ist das Eigne schwarz und nah", denn es heißt von diesen Menschen: „.... schaukelt jener auf rotem Kahn über frierende Herbstwasser, lebend in dunklen Sagen seines Geschlechts". Hier ist von Trakl gesehen die Bedingtheit des Menschen durch sein Blut; menschliches Sein ist gekettet an die Wirklichkeit „Geschlecht" als einem Ineinander und Aufeinander von „dunklen Sagen", seltsamer Gebundenheit und Mitgift. Das Mitten-

inne-sein in jener Spannung, noch mehr gestrafft durch die Kettung an das „Haus der Väter", spricht aus diesem Bild: „Du auf verfallenen Stufen: Baum, Stern, Stein"! Es darf betont werden, daß für Trakl das Geschlecht und jede Bedingtheit durch das Blut nicht die Entscheidung zum „Dasein" fortnimmt und nicht die Verantwortlichkeit für sich selbst: „Du, ein blaues Tier, das leise zittert; du, der bleiche Priester, der es hinschlachtet am schwarzen Altar". Trakl spricht die Schuld dem Individuum zu, er überläßt sie nicht dem Geschlecht, überläßt auch nicht der Macht des Blutes die Entscheidung aus jener Polarität. „O die Flöte des Lichts; o die Flöte des Tods": wofür entscheidet sich der Mensch? „Drunten ans Tor klopft ein Engel mit kristallnem Finger", es beginnt der rasende Kampf zwischen Licht und Tod: „O das Dunkel"! Mit dem „wilden Schrei eines Greifen" jagt er „um schwarze Klippen in Meer, Sturm und Eis". In dieser Jagd geschieht Schicksal, es umgreift das ganze menschliche Sein, das um sich selbst ringt, mit wirklicher Not: „O! Verzweiflung, die mit stummem Schrei ins Knie bricht". Aus solcher Höchstspannung reißt es den Menschen dann in jäher Kurve nach oben; im Angesicht des Abgrundes wird er sich seiner Kraft und Höhe inne: „Durch die Mauer von Stein siehst du den Sternenhimmel", es geschieht die Verwandlung des Bösen. Nicht aus rein menschlicher Macht, sondern sein Dasein ist in übermenschlicher Dimension verankert: Christus begnadet ihn mit der Erlösung von „verfallenen Stufen"; sein selbstvergossenes Blut befreit von den dunklen Sagen des Geschlechts: „Dunkle Begegnung: Du — ein purpurner Mond, da jener im grünen Schatten des Oelbaums erscheint". Es ist ein leises Anklingen an Gethsemane und an des Menschensohnes bittere Stunde. In Seinem Bilde spiegelt sich die Spannung des Menschen: ob er den Kelch annimmt oder sich dessen weigert, spiegelt sich die Möglichkeit der Schicksalsbereitschaft kraft Seines Vorbildes. Darin zeigen sich schon wesentliche Züge des später darzustellenden Menschenbildes: es ist christliches Sein.

Anmerkung. In derselben Erlebnisschicht steht ein unveröffentlichtes Jugendgedicht „Metamorphose", eine Verwandlung also.

„Ein ewiges Licht glüht düsterrot,
Ein Herz so rot, in Sündennot,
Gegrüßt seist du, o Maria!

Dein bleiches Bildnis ist erblüht,
Und dein verhüllter Leib erglüht,
O Fraue du, Maria!

In süßen Qualen brennt dein Schoß,
Da lächelt dein Auge schmerzlich und groß,
O Mutter du, Maria!"

Wie die reine Magd im Geheimnis göttlicher Wunderkraft zur Deigenitrix wird, so spürt der Beladene im Bild ihrer „Metamorphose" geheimnisvolle Gnade in sich einströmen, die eine „Verwandlung des Bösen" möglich und wirklich macht. Auch hier also ist das christliche Sein getroffen. — Die Rechenschaft, die der Einzelne vor sich selbst ablegen muß, — soll er in Wahrheit „Mensch" werden, — legt er dem

Bilde des Menschen ab, daß in der Nachfolge Christi steht. Diese Menschwerdung in Christi Schatten nennt Trakl selbst „Passion" (144), Anklang an Seinen Leidensweg. In diesem Passionsgedicht offenbart der Dichter wiederum die Dynamik des Entscheidungsweges und des Schrittes in die Ebene des moralischen Menschen. Es ist in ihm eine Steigerung gegenüber der „Verwandlung des Bösen" insofern, als seine Bildwelt prägnanter und voller ist und den Aufstieg sich vollenden läßt. Anhebend mit der Frage: „Wer bist du, Ruhendes unter hohen Bäumen?", mit welcher der Mensch sich selbst auf seinen Sinn hin befragt, wird vom Dichter das Menschenpaar, — das immer ein schuldverschwistertes ist und fähig des Abfalls, — in die „dunkle Liebe / Eines wilden Geschlechts" gestellt gesehen; es ist die gleiche Situation wie im vorigen Stück. Ihrer Schuldigwerdung begegnet mahnend das Bild ihres höheren und reinen Seins: „der zarte Leichnam / Am Tritonsteich Schlummernd in seinem hyazinthenem Haar"; das Bild eines unschuldigen Menschenkindes: „Stille Nacht". Im Spiegel des heiligen Kindes in der Krippe begleitet die eigne schuldlose Kindheit sorgend die Menschen in der Not und Gefahr ihrer Entscheidung: „Dieser dunkleren Pfaden / Wachend und bewegt von nächtigem Wohllaut". In diesem Wohllaut löst sich die Passion und geschieht die Ueberwindung eines wilden Geschlechts zu einem „Saitenspiel, dunkler Verzückung voll". „Saitenspiel" und „Büßerin" sind die Antwort auf die Eingangsfrage: Wer bist du . . .? Damit ist so etwas wie „Mensch"-Werdung wirklich geworden und die Spannung des Mitteninne gehalten und gelöst. Die Sühne aber für alle Schuld muß ausgetragen werden „zu den kühlen Füßen der Büßerin / In der steinernen Stadt": eine moralische Existenz also. Jene erste Entscheidung, der erste Schritt nach oben ist der schwerste: er bedingt die Möglichkeit des langen Aufstiegs, in welchem der Mensch immer mehr der wird, der er eigentlich ist. In diesem Anfang ist die Nacht, die in „Föhn" von Tränen erfüllt war, gewichen und der Winter dem „Frühling der Seele" (147). In gleicher Weise, wie Trakl die Seele des Menschen als Bild sichtbar in der Landschaft fand, als sie im Raum der Trauer war, so nimmt er Welt und Natur jetzt als Bildhaftigkeit des Frühlings der Seele. Gerade d i e Geschehnisse und Wirklichkeiten drängen sich dem Dichter auf, in denen er die Freude der Seele Gestalt werden sieht. „Leise tönt die Sonne im Rosengewölk am Hügel", das ist ein anderes Licht als z. B. in „Winterdämmerung": „Im Gewölk erfriert ein Strahl" (49). Die Dinge der Schöpfung sind mehr als nur Dinge, sie sind jeweils Wirklichkeiten der Seele, die so in einer unerschöpflichen Fülle und Verlebendigung der Natur lebt. In diesem Frühling wird die bleiche Maske wieder zum Antlitz, und dahinter starrt keine Satansfratze mehr: „Reinheit! Reinheit! / Wo sind die furchtbaren Pfade des Todes / Des grauen, steinernen Schweigens, die Felsen der Nacht / Und die friedlosen Schatten? / Strahlender Sonnenabgrund". Hier klingt etwas an vom Jubel der Osterliturgie der christlichen Kirche im Preis der Auferstehung des Erlösers: Tod, wo ist dein Stachel! Die Seele lag im Nachtgrab der Schuld, — Sebastian im Traum, — nun aber erwacht sie in strahlendem Sonnenabgrund: eine unerhörte Verdichtung innerer Beseligung. In einem gleichen Frühling steht die Erscheinung der

„Schwester", des schuldverschwisterten Gegenüber von „Passion", in diesen wundersam reinen Versen: „Schwester, da ich dich fand an einsamer Lichtung /Des Waldes und Mittag war und groß das Schweigen des Tiers; / Weiße unter wilder Eiche, und es blühte silbern der Dorn. / Gewaltiges Sterben und die singende Flamme im Herzen".

Die „friedlosen Schatten" sind zu „Menschen" geworden. Der Seinszustand dieses Menschen ist „Reinheit", im Reinen mit sich selbst und einig mit dem Umher, Zusammenklang mit allem Geschöpflichen und mit Gott: „... O sanfte Trunkenheit / Im gleitenden Kahn und die dunklen Rufe der Amsel / In kindlichen Gärten". Das Schiff des Lebens gleitet sanft dahin; fernab jenen „schwarzen Klippen"; in solchem Seinszustande nähert sich der Mensch dem Kinde, das den Ruf der Amsel versteht, ein Bruder und Schwester allen Wesen. Dieser Mensch trägt die „singende Flamme im Herzen", Sinnbild geläuterter Existenz.

„Einsames" ist ein Ich geworden: der „Mensch" ist sich begegnet, oder doch zumindest seinem Beginn, seinem Möglichkeitsgrund.

In dieser dritten Phase der skizzierten psychologischen Ordnung hat Trakl eindringlich vor Augen gestellt, daß der Mensch sich selbst ernst nehmen und die Verantwortung sehen muß, die er in seiner Geworfenheit mitten inne zwischen Licht und Tod sich selbst gegenüber trägt, will er seine „Existenz". „Doch immer ist das Eigne schwarz und nah": in dieser Erfahrung geschieht das Innewerden seiner selbst. Menschseinsverwirklichung geschieht auf dem Grunde einer Selbsterkennung im Bereich der Moral. Dort begegnet der Mensch — in der Gegenwart eines ihn aufweckenden Schuldbewußtseins wie auch der existenzwirkenden Realität des Sittlichen — einer höheren Möglichkeit seiner selbst:

„Rosige Osterglocke im Grabgewölbe der Nacht
Und die Silberstimmen der Sterne,
Daß in Schauern ein dunkler Wahnsinn von der Stirne
des Schläfers sank" (105).

Elis
als Inbegriff irdisch beseligter Existenzmöglichkeit.

An diesem Punkte der Untersuchung bedarf es einer kurzen Besinnung und Rückschau auf den zurückgelegten Weg.

In drei Ebenen trat uns in der Dichtung Trakls eine dreifache Seinsmöglichkeit des Menschen entgegen: als ein „Wanderer im schwarzen Wind" mit „stumm verschlossener Seele"; als „arme Puppe vor dem Tod" in „hoffnungslosen Todesklagen"; als ein Mensch, dem „das Eigne schwarz und nah" ist, der die Spannung zwischen „Licht und Tod" lebt und seiner Schuldverhaftetheit inne werdend zum Seinsstande der „Reinheit" strebt. Es war versucht, das Wesentliche der Traklschen Anthropologie aufzuzeigen, das in der Verkettung dieser Seinsmöglichkeiten mit der Richtung nach oben liegt; aus der Dimension des Müden, Dunklen und Bösen führte der Weg des Menschen

durch ein Sich-schuldig-wissen und Sich-sühnen-wollen hindurch in eine Situation, in der Bereitschaft zum „Mensch"-sein da ist; er ist bis zu dem Punkte gelangt, an dem gültige und gerundete Existenz möglich ist, vom Dichter als „ideales" Bild des Menschen geschaut und symbolisch verdichtet. Mit dieser Phase tritt das Platon-Zitat des Eingangs in sein Recht: Gott bedient sich des Dichters wie eines Sehers und Wahrsagers, um „das Kostbare" mitzuteilen: das Kostbare als jenes belangvoll „Menschliche", Gültige und Seinshafte, das dem seine „Existenz" suchenden Menschen Weisung und Gefährte ist. „Wir sind nichts; was wir suchen, ist Alles"[1]). Der von Gott erfüllte Dichter stößt durch die Schalen der niederen Wirklichkeiten und Wirrnisse hindurch zum edlen Fruchtkern einer höheren „Möglichkeit", die a u c h wirklich ist, weil sie Dasein wirkt und wesentlich macht. In diesem Raum ist die Erde gebrochen, aus welcher ein ideales Bild des Menschen aufblühen kann[2]).

Wenn der Mensch im „Frühling der Seele" sich seiner selbst bewußt geworden und in der Sicherheit mit sich selbst steht, dann ist jenes Bild möglich, das eingangs als die Gestalt „Elis" bezeichnet wurde. Sie ist der Inbegriff für alle Möglichkeiten eines Menschseins, das von der Erde lebt, gebunden und erfüllt von ihrer erhabenen Schönheit; etwas vom Sensitiven Hyperions ist in ihm und seiner Welt, nur daß er außer ihr doch noch Einen sucht und glaubt[3]); ein Menschsein also, das man ein wesentlich diesseitig-beseligtes nennen kann; Elis selbst ist dessen Steigerung und höchste Erfüllung: ein paradiesischer Seinszustand. Die Dichtungen dieser Stufe, in welcher der gesamte Bereich von Erdbejahung und diesseitiger Beseligung wie auch jenes Paradiesischen begriffen sein soll, sind so geordnet, daß eine Enthüllung des Bildes zustande kommt in einem Sinne des Immer-mehr-sichtbar-werdens bis zum Eintritt in seinen vollen, gerundeten Umriß. Elis ist der Name dieses Bildes, und sein Leben geht aus mütterlichem Leib in die Schönheit seiner Tage in einem natürlichen, schlichtbogigen Rhythmus: die Zeugung steht im Frühling und Morgen, vollendet sich im Abend und in dunklen Herbsten.

Wenn die Blumen aus schmelzendem Schnee brechen, geschieht die Zeugung dieses Menschen: „Im Schatten des Baums / Heben die rosigen Lider Liebende" (109). In der Zeugungsstunde verbirgt sich schon keimhaft, was im Menschen aufbrechen und blühen soll: das Eins-sein mit Baum und Blume, darüber das Mächtige eines Verbundenseins mit Unnennbarem: „Immer folgt den dunklen Rufen der Schiffer / Stern und Nacht..." Das Leben wird begriffen als eingebettet in namenlose Mysterien, die sorgend über es walten. Sein Schiff aber soll der Mensch lenken nach seiner Sterne Weisungen: „Und die Ruder schlagen leise im Takt". Der Mensch ist einig mit sich und seinem Ursprung.

Aus jener Umarmung wächst „Frauensegen" (11). Es ist schön, wie die Gleichnishaftigkeit von Weinberg und Leib des gesegneten Weibes in eigenartig vegetativer Intensivierung sich verdichtet dadurch, daß Trakl das Verhältnis der Gleichung umkehrt. Statt — wie es üblich — zu sagen: Dein Leib ist wie eine fruchtreiche Rebe..., setzt er:

„Wie dein Leib so schön geschwellt
Golden reift der Wein am Hügel",

eine Weise des Gleichnisses, die in ihrer Umkehrung um so deutlicher das Rein-Natürliche menschlichen Werdens zum Ausdruck bringt wie auch die göttliche Weihe dieser Schwangerschaft[4]). „Ferne glänzt des Weihers Spiegel": in seiner gesättigten Ruhe spiegelt sich das Reifgewordene; und das Bereitsein zur Ernte: „Und die Sense klirrt im Feld". So ist der Mensch im Leib der Mutter einbezogen in den großen Rhythmus der Lust und des Leidens alles Natürlichen, eingebettet in den Lebensstrom der jungfräulichen Erde: eine schöne und reine Weite des Vertrauens in die Güte irdischer Gesetzlichkeit[5]).

In Elis werden alle Möglichkeiten eines diesseitig beseligten Seins mitbegriffen. Da ist zunächst das Kindsein, und Trakls Liebe zu seinem größten göttlichen und menschlichen Vorbilde, Christus und Dostojewsky, mag zum Teil in deren innigem Verhältnis zum Kinde begründet sein (vgl. E. 29)[6]). Das Kind ist eine Möglichkeit im Bereich des Elis-Bildes, denn daß es ein wesentlich diesseitiges Leben lebt, bedarf wohl keiner Erläuterung: „zwischen den Zäunen der Vergangenheit und Zukunft spielt es in überseliger Blindheit"[7]).

Das Kind begegnet in der Dichtung Trakls in einer solchen Fülle an Bildern und Situationen, daß hier nur die belangvollsten und das Bild des Menschen zumeist klärenden ausgewählt werden können. — „Die Mutter leis im Schlafe singt. / Sehr friedlich schaut zur Nacht das Kind / Mit Augen, die ganz wahrhaft sind" (29): die großen Augen des Kindes voll leuchtenden Staunens über die bunte Welt. Als Kind ist der Mensch im Seinsstande der Reinheit, der Sicherheit mit sich und seiner Umwelt; das besagen die ganz wahrhaften Augen; es ist der Mensch, wie er eigentlich sein sollte, ganz es selbst und darum so schön, noch nicht in die Chamäleonsfarbe der „Menschen" getaucht. Und wenn der Dichter mit diesem Bilde des Kindes die Wirklichkeit um sich herum vergleicht, so fühlt er die große Schuld der Welt, daß es auch unheilige Kindheit gibt: „... mit knöchernen Händen / Tastet im Blau nach Märchen / Unheilige Kindheit ..." (176), weil niemand ist, der sie ihnen erzählte. Es spricht durchaus für die Gültigkeit dieses Kindheitsbildes bei Trakl, daß er nicht nur vom heiligen Kinde spricht, sondern auch von der Möglichkeit, daß es von jenem überselig blinden Spiel zwischen Gestern und Morgen ausgeschlossen ist. Gerade durch diese Realistik, die zutiefst ethischer Natur ist, weil sie sich verantwortlich fühlt, tritt die Heiligkeit des Kindes um so mehr ins Licht.

„Es sind kleine Mädchen in einem Hof in Kleidchen voll
herzzerreißender Armut! ....
Die Kinder des Hausmeisters hören zu spielen auf
und suchen das Gold des Himmels.
Endakkorde eines Quartetts. Die kleine Blinde läuft
zitternd durch die Allee,
Und später tastet ihr Schatten an kalten Mauern hin,
umgeben von Märchen und heiligen Legenden"(62).

Das Kind ist unsterblich, denn es weiß vom Tode nichts[8]). So suchen die Kinder mit ihren kleinen Händen das Gold des Himmels, unbe-

kümmert der Fledermäuse, die im nahen Kreuzgang umherflattern (62). Umgeben von heiligen Legenden sind sie, und „des weißen Magiers Märchen lauscht die Seele gerne" (30). Das Kind gehört vor allem dem Dichter, weil es ihm eine schöne Seinsweise des Menschen verkörpert. Märchen und Legenden sind die Speise der kindlichen Seele, ja der Seele überhaupt, wohl deswegen, weil in ihnen mehr Wahrheit ist als in den Greifbarkeiten des täglichen Lebens: das Kind lebt seinsnäher.

„Am Weiler vorbei
Sammelt die sanfte Waise noch spärliche Aehren ein.
Ihre Augen weiden rund und goldig in der Dämmerung
Und ihr Schoß harrt des himmlischen Bräutigams" (67).

Im Bilde der biblischen Ruth, jener Aehrenleserin, deren Treue und Demut belohnt wurde, deutet Trakl das Einssein des Kindes mit Gott an und den geheimnisvollen Mächten Seiner Unerforschlichkeit. Der Mensch spürt eine Sehnsucht in Bereiche, die ohne Namen sind und von denen her einen seltsamen Ruf er hört: sein Dasein reicht in Ursprung, Vollzug und Ausgang in übermenschliche Dimensionen hinein. Er ist ein Kind Gottes, dem er „in der Dämmerung", in erschauernder, demütiger Entrücktheit begegnet. „... wenn der Abendstern voll friedlichen Geistes heraufkam .... und die Ruhe der Welt mich umgab und erfreute, daß ich aufmerkte und lauschte, ohne zu wissen, wie mir geschah — hast du mich lieb, güter Vater im Himmel? fragt ich dann leise, und fühlte seine Antwort so sicher und selig am Herzen"[8]). In gleicher Dimension steht Trakls Vers: Und ihr Schoß harrt des himmlischen Bräutigams.

Der Zwang des Gesetzes und Schicksals betastet es nicht: im Kind ist Freiheit allein.

„Unter verschnittenen Weiden, wo braune Kinder spielen
Und Blätter treiben, tönen Trompeten. Ein Kirchhofsschauer.
Fahnen von Scharlach stürzen durch des Ahorns Trauer,
Reiter entlang an Roggenfeldern, leeren Mühlen" (68).

Darin ist auch das besorgte Wissen, daß dieses Paradies bald zerstört sein wird durch den Schauer des Lebenslärms. Doch davon weiß das Kind nichts, die Knaben sehen sich selbst als „Reiter entlang ..." Das Kind ist noch voll Frieden, fern den „Fahnen von Scharlach, Lachen, Wahnsinn, Trompeten", d. h. den Abfallsgefahren des Lebens. — Dieser gesamte Bereich des Kindseins gilt Trakl als eine „Existenz"-Möglichkeit, als ein „Zustand der höchsten Einfalt, wo unsere Bedürfnisse mit sich selbst und mit unseren Kräften und mit Allem, womit wir in Verbindung stehen, durch die bloße Organisation der Natur, ohne unser Zutun, gegenseitig zusammenstimmen" (Hyperion Thaliafragment). Ein Zustand reinster und schönster Naivität, ja Primitivität im edlen Sinne dieses Wortes, voll aufgeschlossener Hingabe an die Dinge des Lebens und der Erde, fern dem zerstörerischen Intellekt. Darum kann Trakl, wenn er vom Menschen spricht, der nach der Kindheit sich sehnt, da er mehr war als jetzt, nach all den Mühen des Herzens und all dem Sinnen und Ringen, solche Verse der Sehnsucht überschreiben: „Die Heimkehr": den müd in seine wahre Heimat Zurückkehrenden schaut

noch „aus blauen Augen kristallne Kindheit" an, daß er in Tränen ausbricht (185). — Das Schönste und Belangvollste des „weißen Magiers" aber, das er vom Kind zu sehen vermag, offenbaren die Verse, die er „Kindheit" überschrieb (102).

„Voll Früchten der Holunder; ruhig wohnte die Kindheit
In blauer Höhle. Ueber vergangenen Pfad,
Wo nun bräunlich das wilde Gras saust,
Sinnt das stille Geäst; das Rauschen des Laubs

Ein gleiches, wenn das blaue Wasser im Felsen tönt.
Sanft ist der Amsel Klage. Ein Hirt
Folgt sprachlos der Sonne, die vom herbstlichen Hügel rollt.

Ein blauer Augenblick ist nur mehr Seele.
Am Waldsaum zeigt sich ein scheues Wild und friedlich
Ruhn im Grund die alten Glocken und finsteren Weiler.

Frömmer kennst du den Sinn der dunklen Jahre,
Kühle und Herbst in einsamen Zimmern;
Und in heiliger Bläue läuten leuchtende Schritte fort.

Leise klirrt ein offenes Fenster; zu Tränen
Rührt der Anblick des verfallenen Friedhofs am Hügel,
Erinnerung an erzählte Legenden; doch manchmal erhellt sich die Seele,
Wenn sie fromme Menschen denkt, dunkelgoldene Frühlingstage".

Eine visionäre Erinnerung: nach Jahren der Wanderschaft auf dunklen Pfaden (124) findet der Mensch in Sehnsucht rückwärts in dunkelgoldene Frühlingstage, denn es ist schon so, daß Trakl in der Kindheit jenes Bereich faßt, das Hölderlin den Zustand der naiven Harmonie nennt. Um es thematisch zu sagen: hier enthüllen sich schon wesentliche Züge des Elis-Bildes, des diesseitig beseligten Menschen.

Anmerkung. Mahrholdt hat die Vermutung ausgesprochen (S. 29 ff.), daß Trakl hier von seiner eigenen Kindheit spreche. Aber dieses persönliche Erfahren ist hier mehr als nur Erfahrung, ist schon Vision: ein Erschauen des Eigentlichen, Gültigen, nicht individuell Eingeschränkten. Auch Titel und Form drücken diese Objektivierung aus.

Das kindliche Sein ist eingebettet in den Leib der schönen, trächtigen Natur: voll Früchten der Holunder. Eine wundersame Ruhe strömt aus dem Umher: es *sinnt* das stille Geäst und das Rauschen des Laubs. Baum und Blume erfahren eine Beseelung, werden somit in den Lebenskreis des Menschen empor- und eingehoben. Dieser Mensch ist offenen Sinnes genug für die Stimmen der Erde, um das Gespräch und Lied zu vernehmen, wenn das blaue Wasser im Felsen tönt und die sanfte Klage der Amsel. Dieser Zustand des Menschen ist fernab dem Gehast erwerbstüchtiger Gier: ein Hirt folgt sprachlos der Sonne: eine bukolische Gestalt, wenn man so will, aber es liegt darin doch mehr als ein bloßes Idyll. Sprachlos folgt er der Sonne, d. h. sie ist ihm heiliges Gestirn, Licht Gottes, vor dem der Mund in demütigem Staunen verstummt: ein kosmisch-religiös geweiteter Zug des Menschen. Die Seele ist erhellt, denn sie lebt unter frohen Menschen, froh als Aeußerung der „Reinheit", in welcher menschliche Gemeinschaft

möglich ist. Für Trakl heißt Kindsein Geborgenheit, fern von Gefahr und Versuchung, behütet und nahe dem mütterlichen Schoß (E. 30). Darum wohnt die Kindheit ruhig in „blauer" Höhle, blau, weil sie heil und heilig ist und beseligt; weil sie Legenden denkt, die sie froh machen. In dieser Daseinsseligkeit ist die Macht der Zeit ausgeschaltet: Ein blauer Augenblick ist nur mehr Seele, Ewigkeit, Zustand des Paradieses, hohe und lautere Beseligung. Und daß dieser Zustand „Bild" des Menschen ist in dem angezeigten Sinngehalt, eine ersehnte Wirklichkeit, wird in den Schlußzeilen ausgesprochen: zu Tränen rührt die Ferne der Kindheit angesichts der Nähe des Friedhofs, d. h. jenes Paradies ist verloren gegangen. Deutlich auch in: Frömmer kennst du den Sinn der dunklen Jahre, d. h. alle Nicht-„Kindheit" ist unfromm und also eine Irre. In diesen Jahren leben wir wie in der biblischen Zeit vor dem Sündenfall, als die höchsten Geschöpfe, aber noch innig verbunden mit allen Dingen und Wesen, sie wie Brüder liebend, mit ihnen wie mit Brüdern spielend. Wie das Paradies ist auch die Kindheit unwiederbringlich; wir sollen zu Kindern werden, um das Paradies wiederzuerringen (E. 30).

Aus dem Kinde wird der Mann, aus Traumseligkeit die Tat. Schon der Hirte begegnete als eine charakteristische Gestalt der Traklschen Anthropologie; daneben erscheint der Bauer. In ihm setzt die Darstellung des Menschenbildes bei Trakl mit einer Seinsmöglichkeit ein, die in schlichter Aktivität und Erdverbundenheit ihren Lebenssinn erfüllt. Es sind kräftige Menschenbilder, nicht ohne Gläubigkeit, aber auch nicht ohne Leidenschaft und blutvolle Diesseitsbejahung.

„Aus braunen Mauern tritt ein Dorf, ein Feld ...
Der Bauern braune Stirnen .. schön ist frommer Brauch ...
... die Bläue sinkt
Auf Glas und Truh, die stolz ihr Sinn bewahrt;
Auch neigt ein weißes Haupt sich hochbejahrt
Aufs Enkelkind, das Milch und Sterne trinkt" (79).

Auch hier das Umgeben- und Mitsein mit der Schöpfung; der Ort dieser Menschen ist in „braunen Mauern" reifender Aehren, „blaue Tiere" im nahen Wald. Wesentlich aber ist in diesem Gedicht die Bejahung dessen, was man „Geschlecht" nennen könnte, Geschlecht im Sinne von Heilighaltung uralt überkommener Tradition; von Feststehen in dem, was als gut und heilsam vorgängige Geschlechter gelebt und den Enkeln weitergegeben haben. Das gibt Stolz, aufrechte Geradheit und männliche Gediegenheit. Darin ist ruhiges Gleichmaß der Geschlechter ohne sprunghafte Revolte: das weiße Haupt neben dem Enkelkind, das an dieselben Sterne glauben wird, die der Großvater mit der Milch trank. — Den Menschen nährt und bildet, was alten Brauch kennt, weil es mit seiner Erde so innig verbunden ist. Das besagt keineswegs, es sei ein gottloses oder heidnisch-mythologisches Bild, sondern nur, daß dieser Mensch noch ganz auf der Erde steht und ihrer Schönheit sich freut; daß er einen auch das Diesseits und gerade dieses voll bejahenden Lebenssinn sieht. Er ist nicht gottlos, vielmehr sind die sittlichen Mächte — und zwar im konkret christlichen Sinne — als daseinsnotwendig und daseinskonstituierend erkannt: Schön ist f r o m -

mer Brauch ... Enkelkind, das Milch und Sterne trinkt .... Des Heilands schwarzes Haupt im Dornenstrauch .... Die kühle Stube, die der Tod versöhnt. Ueber und neben der wesentlichen Bindungen des Blutes und des Bodens steht dieses Bild in Bezügen zu überirdischen Wirklichkeiten; Trakl umreißt die Situation des christlich gläubigen „Bauern".

Ein ganzes Weltbild im Sinne einer vollen Bejahung des diesseitigen Daseins ist im „Stundenlied" (99) deutlich und aufweisbar. Stunde meint Leben, denn das Lied schwingt einen ganzen Bogen von der Zeugungsstunde bis zur „Stille des verstorbenen Knaben". Hier bestätigt sich, was oben in „Frühling", „Frauensegen" u. a. aufgezeigt wurde: die Liebenden sind Strahlende; in der Gesegneten Augen spiegelt sich das dunkle Gold des Frühlingsnachmittags; die Aengste vor „unsäglichem Vogelflug", über das Schicksal des Ungeborenen.

„.... Leise rauscht im Acker das gelbe Korn.
Hart ist das Leben, und stählern schwingt die Sense der Landmann,
Fügt gewaltige Balken der Zimmermann.

Purpurn färbt sich das Laub im Herbst; der mönchische Geist
Durchwandelt heitere Tage; reif ist die Traube
Und festlich die Luft in geräumigen Höfen.
Süßer duften vergilbte Früchte; leise ist das Lachen
Des Frohen, Musik und Tanz in schattigen Kellern;
Im dämmernden Garten Schritt und Stille des verstorbenen
Knaben."

Mit einem Male und wie aus einer Schale gebrochen ist der Mensch da in seinem Sommer. Hier gilt es die Tat, denn hart ist das Leben, es fordert stählerne Art, Tüchtigkeit und Kraft. Gewiß ist es bedeutsam, daß Trakl hier gerade vom Bauern und Zimmermann spricht, Menschen, die in ihrem Dasein noch irgendwie ganz sind, für die Erde und für die notwendigen Bedürfnisse sorgen und die Früchte ihrer Mühen reifen sehen. Sie sind noch nicht zersplittert, sind im Zustande der „Heilheit", sie haben das Seiende im Ganzen, d. h. Welt zu eigen. Ihre Welthaftigkeit ist jedoch nicht denkerisch-kontemplativer Prägung: sie stehen in einem aktiv-lustbejahenden Vollzug des Daseins, etwas vom Dionysischen ist in ihnen lebendig. Der einfache, genügsam-harte Geist durchwandelt heitere Tage, — „Herrlich schmecken junger Wein und Nüsse, / Herrlich: betrunken zu taumeln in dämmernden Wald" (75) — reif ist die Traube zum festlichen Erntedank in geräumigen Höfen, Lachen froher Menschen, Tanz und Musik. Im Vergleich mit dem völlig anderen Ton des Tanzes in den Versen: „Schatten drehen sich am Hügel / Von Verwesung schwarz umsäumt" (52), wird deutlich die sonnige Heiterkeit des Stundenliedes. Dessen Verse sind durchaus hymnisch, heiter, sind lustbejahend. Dieses Dasein lebt im natürlichen Rhythmus der Jahreszeiten, es ist vegetativ-sensitive Existenzialität. Hier prunkt herbstliche Reife in warmen festlichen Tönen, froh, purpurn und heiter: alles Attribute einer diesseitig-beseligten Lebenshaltung. Ein solches Dasein verdämmert mit der Stille des Abends; Herkunft und Schwund bestimmt der Kreislauf der Sonne; es ist die Seinsweise schlichter Natürlichkeit. — In ruhigerem Ton,

gleichsam als Nachklang des Stundenliedes, steht „Jahr" (170), jenes Dasein von einer ernsteren, beschaulichen Seite her ergänzend mit „Stille" und „Sanftmut", welche Verhaltungsweisen schwankende Aehren im Abendwind auslösen. „Jahr"=Leben bedeutet wiederum und ausdrücklich seinen jahreszeitlichen Rhythmus; es steht in kosmisch weiten und zugleich gestirnbahn-begrenzten Bezügen: Größe und Bedingtheit menschlicher Existenz in eins. Auch hier dann das tätige Leben und blutvolle Leidenschaft:

„Balken bebaut der Zimmermann; im dämmernden Grund
Mahlt die Mühle; im Hasellaub wölbt sich ein purpurner Mund,
Männliches rot über schweigende Wasser geneigt".

Vielleicht spielt die uralte Anschauung mit, daß Wasser das mütterliche Element und aus ihm die Erde entstanden sei; ein Bild jedenfalls, worin das Vegetative des erotischen Bezugs zum Ausdruck kommt. Wenn „leise ist der Herbst", naht der Ausgang dieses Lebensjahres: „Neige in steinernen Zimmern". Es ist auch nicht ohne Leidmöglichkeit: „... unter alten Zypressen / Sind der Tränen nächtige Bilder zum Quell versammelt": auch diese gehört mit zum Menschen einer dionysischen Spannung. Die Kurve solchen Seins mit ihrer schnellkräftigen Steigung ins lebendig Tathafte und einem langsamen Ausgang zu einer Bereitschaft, die auf ihre Stunde zu warten versteht, spricht in großartiger Dichtigkeit der Schlußvers aus:

„Goldenes Auge des Anbeginns, dunkle Geduld des Endes"[10].

Eine Lebenssicht, die dem griechischen Gedanken vom καιρος und der ἀκμη nicht ganz fern zu stehen scheint: der Mensch ist eigentlich Mensch in seiner ἀριστεια.

Die Urkräfte der Seinsbewegung und des sensitiven Lebensablaufs hat Trakl in tiefgründigen Symbolen als eine „Landschaft" dargestellt (106). Die Bilder dieses Lebensgemäldes voll bluthafter Wärme sind aus dem Neben- in ein Nacheinander gesetzt: menschliche Daseinssituationen als Bildmotive einer Landschaft; und zwar wiederum im Sinne eines vegetativen Aufblühens und in kreatürlichem Rhythmus irdischen Kreislaufes. „Feuer sprüht in der Schmiede": das bedeutet die Macht und Fülle des Lebens, des Sich-bewegens überhaupt, es ist symbolisches Prinzip des Seins schlechthin. „Gewaltig bäumt sich ein schwarzes Pferd": das fasse ich als Prinzip des Männlichen, der Zeugungskraft; die „hyazinthenen Locken der Magd" auf der anderen Seite als das Prinzip des Weiblichen, Empfängnisharrenden. Im Bilde ihrer Vereinigung ist dieselbe stilistische Eigenart zu beobachten wie in „Frauensegen", nämlich die Umkehrung der Verhältnispartner. Im Allgemeinen ist man geneigt, das Männliche als das zur Zeugung Drängende zu sehen, und das Weibliche ist der Amboß, der den Schlag des Hammers auszuhalten hat. Trakl aber dreht das Verhältnis um: „Die hyazinthenen Locken der Magd/Haschen nach der Inbrunst seiner purpurnen Nüstern". Dadurch erreicht er eine unerhörte Verdichtung des Vitalen und eine Steigerung urgründig sensitiver Leidenschaftlichkeit. Und in diesen zwei wunderbar hymnischen Versen voll Blut und Kraft sehe ich nichts anderes als einen bejahenden Ausdruck für die Möglichkeit des Menschen, von der Aristoteles sagt, daß durch sie das

Geschlecht der Menschen Ewigkeit suche: die fortwährende Zeugung immer neuer Geschlechter. Darüber hinaus deutet sich in ihnen ein Weltbild an, in dem alles Geschöpfliche im Bezug des Zueinander steht: „daß Eros nicht nur in den Seelen der Menschen waltet, sondern ... ich möchte sagen, in allem, was ist“[11]); ein Weltbild, welches das Seinsganze vom Eros durchströmt sieht, auch und vornehmlich den Menschen, und zwar Eros gefaßt im Sinne des Eryximachos: als einer auch im Körperlichen und Sinnenhaften waltenden göttlichen Kraft: ein Weltbild also von sensitiv-erotischer Dynamik. Im „Schrei der Hirschkuh“ deutet sich diese Spannung aus dem Bezug des Zueinander des Geschöpflichen an: Vereinigung und Reifwerden. Und plötzlich überspringt die „Landschaft“ ihre Bildmitte und schwingt gleich zum Hintergrund: das Leben wird zum Abendbogen gewölbt. So die an Hölderlin anklingenden Verse:

„Und die gelben Blumen des Herbstes
Neigen sich sprachlos über das blaue Antlitz des Teichs“.

Hölderlin: „Mit gelben Birnen hängt/Und voll mit wilden Rosen/Das Land in den See ...“. Das heilig-nüchterne Wasser Hölderlins erscheint bei Trakl als das blaue Antlitz des Teichs, beide befinden sich in derselben Dimension. Ein jäher Abbruch folgt nach, das Leben flammt in sprühendes Feuer zurück: „In roter Flamme verbrannte ein Baum“, und es flattern auf des Todes Vögel, die Fledermäuse. In diesem menschlichen Dasein als einer Landschaft wölbt sich in symbolstarken Bildern von Mächten und Gewalten der Natur ein schlichter, aber welthafter Lebensbogen, getragen durch eine innige Verbindung mit Elementarem und Vegetativem, gespannt durch Kräfte des Vitalen und Erotischen, endend in einer willigen Bereitschaft gegenüber dem Namenlosen, das den Menschen im Herbst seinem Tode entgegen gehen läßt. Die großgeartete Hymnik dieses Gemäldes, das die Abläufe des Daseins in solcher Wucht und doch Gelassenheit zu gerundeter Anschauung stellt, ist wohl der stärkste Ausdruck für das Menschenbild bei Trakl, das in einem bejahenden Vollzug erdgebundener Existenz steht, seiner selbst sicher und bereitwillig zur Erfüllung seines natürlich-rhythmischen, aber in Bezug zum Seinsganzen stehenden Lebensbogens.

Die letzten drei Gedichte geben den großen Raum, darin jenes beseligte Menschenkind sich aufhält, das eingangs in seiner Steigerung und Erfüllung der bisherigen als paradiesischer Seinszustand bezeichnet wurde; sie geben die Stimmung und Tonart, in welcher die eine artikulierte Melodie jenes Menschen sich bewegen soll. Hier ist die Aufgipfelung der Seinsmöglichkeiten dieser Phase; ihr eigentlich gehört der Name „Elis“ (96—97).

„Vollkommen ist die Stille dieses goldenen Tags.
Unter alten Eichen
Erscheinst du, Elis, ein Ruhender mit runden Augen.

Ihre Bläue spiegelt den Schlummer der Liebenden.
An deinem Mund
Verstummten ihre rosigen Seufzer.

Am Abend zog der Fischer die schweren Netze ein.
Ein guter Hirt
Führt seine Herde am Waldsaum hin.
O! wie gerecht sind, Elis, alle deine Tage.

Leise sinkt
An kahlen Mauern des Oelbaums blaue Stille,
Erstirbt eines Greisen dunkler Gesang.

Ein goldener Kahn
Schaukelt, Elis, dein Herz am einsamen Himmel".

Es ist die Zeit hohen Sommers, in der Elis lebt, die Azurbläue eines fast südlichen Himmels. Unter alten Eichen erscheinst du, Elis: darin offenbart sich die Daseinsweise dieses Menschen; er ist wirklich im Sinne einer Vision. Elis ist nicht sinnlich greifbar da, er erscheint „nur". Und deshalb darf man von solchem Menschenbild nicht scharfe Umrisse verlangen. Er ist kein Individuum, sondern eine Gestalt in der Ebene des Hyperion: in einem eigentümlichen Grenzbereich zwischen Idealität und Wirklichkeit. Elis kann einmal nur idealische Erscheinung sein, zum andern aber muß diese an Wirklichkeiten sich zur Erscheinung bringen. Das macht das Spezifische dieses Menschenbildes aus: es steht in einer sanften Schwäche der Konturen und in einer gewissen Ungreifbarkeit, eben als eine nicht-sinnliche, sondern als eine „Bild"-Wirklichkeit. Elis ist wohl die fernste aller Traklschen Bildpersonen, wo schon der Name so losgelöst von allem irdisch Erkennbaren ist wie die Landschaft, in der diese Verse stehen; „Erstirbt eines Greisen dunkler Gesang": ob in dem Knaben Elis vielleicht die Erinnerung an reine Kindhaftigkeit vom Dichter verabschiedet und deshalb so fern wie an das Firmament des Himmels geschrieben ist, weil sie am verlorensten lebte im Bewußtsein der dunkleren Lebenswirklichkeit, das in seiner Seele war? Freilich ist dann diese Erinnerung in den Bereich einer lichten Vision gerückt, in der ein mythisch verklärtes Lebensbild — kraft einer schöpferischen, rein innerlichen Anschauungswelt von den Bedingungen der Zeit und des Raumes befreit — mit dem Duft eines sehnsüchtigen Traumes durchtränkt wird, eines Traumes, aus dem eben jenes selige Menschenbild aufsteigt.

Ein Ruhender mit runden Augen: Elis ist Augenmensch, ungetrübt im Seinszustande der „Reinheit", die sich in seinen Augen spiegelt. Er ist als Schauender, Ausdruck für frohe, heitere Ganzheit; er hat etwas vom Klassisch-Griechischen an sich, vom Elysischen; er ist schön und lauter nur, weil er da ist. Ein Jüngling voll Liebe und Liebeskraft: mit blauen Augen hütet er den Schlummer der Geliebten, — der „Liebenden": hier wieder die Umkehrung der Verhältnisteile — ihre rosigen Seufzer, das selig-trunkene Sagen ihrer Liebe, verstummt an seinem Munde. Dieses Bild ist durchaus arkadisch, elysisch: Elis ist paradiesischer Seinszustand.

In seinem Lebensraum erscheinen wiederum die Gestalten, deren Tätigkeit — wie gesagt — noch irgendwie einen ganzheitlichen Sinn für das Notwendige des Lebens hat, die „heil" sind: der Fischer, der die gefüllten Netze einzieht, ein guter Hirt, der seine Herde heimführt.

Es sind offenbar Gestalten in der Dimensionalität des Neuen Testamentes, Gestalten, auf die ein göttlicher Schein gefallen ist dadurch, daß Christus sie als Gleichnisbilder Seines himmlischen Reiches liebte, denn im Gleichnis vollzieht sich eine wechselseitige Befruchtung[12]). Und die Transzendenz dieser Gestalten wird zudem im Namen Elis' ausdrücklich gesagt: „O! wie gerecht sind, Elis, alle deine Tage". Dieser Vers ist offenbar Mittel- und Höhepunkt des ganzen Gedichts, es zielen die anderen auf ihn hin als den Wesenskern des Menschenbildes. Dichtung ist auch Wortkunst. Es heißt nicht: Elis ist gerecht, sondern seine Tage sind es. Das bedeutet also nicht gerecht im Sinne von Gerechtigkeit — iustitia — als richterlichem Urteilen, als Eigenschaft der ratio, die abwägt und entscheidet; seine Tage sind gerecht, sein Leben als solches ist nach dem Gesetz des Seins ausgerichtet, der „Idee" des Menschen sich fügend und von ihr gefügt, der in Wahrheit — ὄντως ἀν, wie Platon sagt — ein „Mensch" ist. Das macht: Elis ist im „Fug", er lebt seine Tage in „Fug und Recht". Sein Leben wird nicht berührt von irgendwelchen Schrecknissen des Leidens oder der Sünde: Elis lebt in den gerechten Tagen des Paradieses. „Gerechtheit" im Sinne von seinshaftem Ausgerichtetsein ist die Weise seiner Existenz.

Die Gerechtheit bedeutet ferner ein Gleiches wie Wahrhaftigkeit oder Güte, nämlich sittliche Verhaltung. Dieses besagt, daß der „diesseitige" Mensch durchaus von überpersönlich-sittlichen Mächten getragen sein soll. Man wird nicht sagen können, Elis sei ein jenseitiger, der Erde abgestorbener Mensch, und er ist transzendent nur in dem Sinne, daß die „gerechten Tage" einzig aus der Entscheidung für das Seinsgemäße, für sittliche Wirklichkeiten möglich sind. Elis ist das Bild des keuschen Jünglings in Einheit mit Gott und seiner Schöpfung. Denn „gerecht" meint, daß er sein Leben nach Gott ausgerichtet hat; aber insonderheit auch, daß er der Erde gerecht wird: Elis lebt „richtig". Seine gültige Existenzialität verdichtet sich in jenem Vers: „O! wie gerecht sind, Elis, alle deine Tage", aus dem rhythmischen Gesetz eines Bereiches entströmend, der ebenso sehr die Schönheit eines klassischen Maßes wie die Sich-Bescheidung einer heiteren Demut in sich begreift. Elis ist ein Menschenbild der mâze, er hält die Mitte, ein Kind Gottes in schöner Vollendung und paradiesischer Tugend, also seiend und handelnd nach dem, was ihm frommt, um schön zu sein innen und außen. — Sein Leben neigt sich sanft dem Ende zu. Leise sinkt des Oelbaums blaue Stille, Oelbaum als Zeichen visionärer Landschaft. Es erstirbt eines Greisen dunkler Gesang: das Lied Elis' verklingt. Daß es ein sonnig frohes, aber auch ein existenziell vollgültiges Lied ist, besagt das Sinnbild des Schlußverses: Ein goldener Kahn schaukelt, Elis, dein Herz am einsamen Himmel. Der einsame Himmel ist der Raum des realen, unvollkommenen Lebens, den Elis' Sonne — ein goldener Kahn — erhellen und wandeln soll. Das spricht noch deutlicher aus dem zweiten Teil des Gedichts, in dem die Spannung des Zwiespalts zwischen Elis' „kristallener Stirn" und den „schwarzen Mauern" irdischer Nichtigkeit und Oede aus sinnträchtigen Bildern vernehmbar wird. Wenn Elis' Sonne untergeht im Dämmern „Am Abend/Da sein Haupt ins schwarze Kissen sinkt ... Zeichen

und Sterne/Versinken leise im Abendweiher", dann, in der Lichtleere, „steht ein brauner Baum abgeschieden da". Die ganze Verlorenheit einer Existenz, die sich selbst nicht finden und erfüllen kann, weil sie einer Weisung und eines Gefährten bedarf, deutet sich in diesem schlichten Vers an: „Hinter dem Hügel ist es Winter geworden". Jedoch, jener Zwiespalt ist nicht absolut unaufhebbar; es gibt eine Verbindung zwischen dem „sanften Glockenspiel in Elis' Brust" und der Verlorenheit des „abgeschiedenen Baumes"; es gibt eine Möglichkeit des Aufstieges dadurch, daß man „Zeichen und Sterne" zu lesen sich bemüht; nur muß man offen sein, hellsichtig und bereit zu hören, muß innerlich aufgeschlossen sein.

„Blaue Tauben
Trinken nachts den eisigen Schweiß,
Der von Elis' kristallener Stirne rinnt".

Dieses schwer deutbare Bild verrät einen leisen Anklang an Christi Erlösungsopfer. Der eisige Schweiß spiegelt den Tau der Gnade, der von Christi dornengekrönter Stirne rinnt; er besagt wohl die Nähe und Möglichkeit der Erlösung im Bild der blauen Tauben, dem Symbol einer innerlich der Gnade sich aufschließenden Einfalt. Gerade in der größten Not der Daseinsleere ist der Umschwung nach oben ehestens möglich:

„Immer tönt
An schwarzen Mauern Gottes einsamer Wind".

Damit ist ausklingend wieder der Raum da, aus welchem Elis als traumhaftes Erinnerungsbild einer Sehnsucht nach letzten Wirklichkeiten aufstieg. Er ist ein „Windstoß Gottes" an den „schwarzen Mauern" eines Daseins ohne gültigen Wert und tieferen Sinn.

Elis' Seele geht eine zweite Inkarnation ein in „Kaspar Hauser" (113).

„Er wahrlich liebte die Sonne, die purpurn den Hügel hinabstieg,
Die Wege des Walds, den singenden Schwarzvogel
Und die Freude des Grüns.

Ernsthaft war sein Wohnen im Schatten des Baums
Und rein sein Antlitz.
Gott sprach eine sanfte Flamme zu seinem Herzen:
O Mensch!

Stille fand sein Schritt die Stadt am Abend;
Die dunkle Klage seines Munds:
Ich will ein Reiter werden.

Ihm aber folgte Busch und Tier,
Haus und Dämmergarten weißer Menschen
Und sein Mörder suchte nach ihm.

Frühling und Sommer und schön
Der Herbst des Gerechten, sein leiser Schritt
An den dunklen Zimmern Träumender hin.
Nachts blieb er mit seinem Stern allein;

Sah, daß der Schnee fiel in kahles Gezweig
Und im dämmernden Hausflur den Schatten des Mörders.
Silbern sank des Ungebornen Haupt hin".

Nach den schon gegebenen Umrissen des Elis-Bildes bedarf die Hauser-Gestalt keiner ausführlicheren Interpretation. Es ist nur noch deutlicher das Sensitive im Einssein mit allem, was lebt; vernehmlicher das Schlicht-Kindliche seiner Existenz; ausdrücklicher die Dimension der Sehnsucht, aus welcher heraus er geschaut ist. Was ihn von Elis unterscheidet, ist das Tragische seiner Erscheinung, trotz oder wegen seiner vegetativ-reinen Naivität. Es ist von Belang und dient der Klärung des Hauser-Bildes, daß Trakl sich selbst in einem Brief einen „armen Kaspar Hauser" genannt hat (E. 130). Aber er spürt eine geheimnisvolle Kommunikation nicht nur zwischen eigenem und fremdem Wesensschicksal, sondern er gießt sein Erfahren von menschlichen Schicksalsmöglichkeiten überhaupt in die Form eines Daseins, das schon gewesen ist und eine von diesen Möglichkeiten zu versinnbildlichen unbegrenzt und unscharf genug ist. Das tritt in diesem Gedicht umso mehr hervor, als Hauser zwar eine historische, aber doch rätselvolle Erscheinung ist, in welcher Trakl also menschliches Wesensschicksal wahrnahm dergestalt, daß es — vom Dichter mit der Vision Hausers identifiziert — in die Umrisse einer Transfiguration aufgehen konnte; einer Transfiguration, welcher Trakl Namen und Züge des ursprünglichen Trägers zurückgab, die aber doch allgemein menschliche Schicksalsmöglichkeit widerspiegelt, freilich in einer visionären Bildprojektion, die über eine begrenzte Individuation weit hinausgeht. — Insofern Hauser Bildformung einer irdisch gerichteten Sehnsucht ist, ist es berechtigt, ihn als Bildmöglichkeit im diesseits-beseligten Elis-Raum zu fassen; insofern er jedoch seinem Mörder zum Opfer fällt, weist er über diesen Raum hinweg in die folgende Phase hinein: das Tragische seiner Existenz unterscheidet ihn von Elis' seliger Erfülltheit. Denn in dem schattenhaft dunklen Umriß des Mörders gegenüber Hauser liegt die polare Spannung von „Idealität und Wirklichkeit": „Frühling und Sommer und *schön* der Herbst/Des *Gerechten*", aber: „. . . sein Mörder suchte nach ihm". Die Realität und Nichtigkeit des Tages bedroht dieses Bild des Gerechten; es ist ein dauerndes Gegenüber von „Sein und Schein", worin sich die Möglichkeit des Tragischen konstituiert: das Sein ist immer in Gefahr, zum Schein zu werden, und umgekehrt: der Schein will nicht, daß Sein werde; es sind die Schatten in der Höhle der Politeia Platons, die über den „Liebhaber der Wahrheit" herfallen und ihn töten. Hauser steht im Sein, rein ist sein Antlitz, Gott selbst hauchte ihm die sanfte Flamme seiner Seele ein: „O Mensch", d. h. *der* Mensch bzw. eine Möglichkeit *des* Menschen. Aber der Schatten des Mörders verschlingt sein Licht und seine Flamme: Silbern sank des Ungeborenen Haupt hin, ehe er aufblühte und sich entfaltete.

In gleicher Dimension steht der Gesang „An den Knaben Elis" (95). Das Leben des Tages ist ein „Schweigen in schwarzer Höhle", und nur zuweilen vermögen die Menschen aus dieser Last sich zu erheben und ins Licht zu sehen, in „das letzte Gold verfallener Sterne". Der

Knabe Elis ist solche Lichtgestalt, an die menschliche Sehnsucht zur Höhe reinen Daseins und menschliches Streben nach Einigkeit mit Gott, Welt und seiner selbst sich anklammert. Darum wohl ist seine Gestalt hier vom Dichter in anschaulichere Umrisse gestellt, die freilich gerade wegen ihrer so schlichten Bildhaftigkeit in existenziellste Urgründe hinabreichen: „Deine Lippen trinken die Kühle des blauen Felsenquells ... Du aber gehst mit weichen Schritten in die Nacht ... und du regst die Arme schöner im Blau ... Dein Leib ist eine Hyazinthe ... Ein Dornenbusch tönt,/Wo deine mondenen Augen sind" — das meint die Leidlosigkeit seines paradiesischen Daseins —„Laß, wenn deine Stirne leise blutet/Uralte Legenden/Und dunkle Deutung des Vogelflugs": das ist wieder jene rätselvolle Verbundenheit des Menschen in Ursprung und Vollzug seines Seins mit Namenlosem, Uebersinnlichem, Sphäre eines heiligen Mythos. Aber wenn der Schein wieder seine mächtigen Schatten wirft in der kalten Nichtigkeit des Tages, „Elis, wenn die Amsel im schwarzen Wald ruft,/Dieses ist dein Untergang". So ist jenes blumenhafte Menschenbild, eingebettet in eine schöne, mythische Seinsweise, wie die lichte Erscheinung eines Traumes, aber darum nicht minder menschlich-gültig: „O, wie lange bist, Elis, du verstorben". Das ist die Suche nach dem Paradies, nach Heilheit und nach einer Welt, die intakt ist, ohne Schuld und Qual. Der Mensch will sich, wie er war: diese Suche ist die Form, in der Elis wirklich ist: als „ideales" Bild des Menschen.

Elis ist eine Melodie im Rhythmus des Jahr-Raumes, ein Bild in der lustbejahenden Lebenslandschaft. Seine Umrisse verblassen, und wieder ist nur der Raum da, das Stimmungsganze, aus dem letzte ergänzende Klänge des irdischen Menschenbildes auftönen.

„In alten Kellern reift der Wein ins Goldne, Klare.
Süß duften Aepfel. Freude glänzt nicht allzu ferne.
Den langen Abend hören Kinder Märchen gerne;
Auch zeigt sich sanftem Wahnsinn oft das Goldne, Wahre[13]).
Das Blau fließt voll Reseden, in Zimmern Kerzenhelle.
Bescheidenen ist ihre Stätte wohl bereitet ..." (31).

Wein, Aepfel, Märchen und glänzende Freude; im Trunkensein tun oft „Wahrheiten" sich auf; „Bescheidenheit" als Bewußtsein von menschlicher Bedingtheit und aus solchem Bewußtsein sich nährende Haltung dem Dasein gegenüber.

Oder in „Abendmuse" (30): „Geduldig schweigt das harte Leben in den Hütten". Oder „Im Herbst" (38):

„Im Acker mühn sich singend die Frau'n ...
Heut keltern sie den braunen Wein ...
Da zeigt der Mensch sich froh und lind ...".

Oder „Abend in Lans" (110):

„Unter getünchten Bogen ... tranken wir feurigen Wein.
Schön: o Schwermut und purpurnes Lachen".

All diese Bilder stehen im Bereich der Ernte und des Herbstes, voll Reichtum an Früchten und Wein. Es klingt wieder etwas auf von der Heiterkeit des Erntedanks im „Stundenlied": eine festliche Stim-

mung in der Fülle des Herbstes, der „Zigeunerin des Jahrs", wie Thompson sagt[14]). Man muß diese kleinen Züge mit den großen Bildern des Elis-Bereiches zusammenfügen, um das irdisch-beseligte Menschenbild ganz und gerundet zu erfassen. Weil es ein sensitiv-pflanzenhaftes Bild ist und in einem natürlichen, schlichtbogigen Rhythmus der Jahreszeiten lebt, — anhebend in Frühling und Morgen, sich vollendend im Abend und Herbst, — mag seine Darstellung und diese vierte Phase in der Traklschen Menschseinsverwirklichung ausklingen in dem Gesang „Verklärter Herbst" (32).

„Gewaltig endet so das Jahr
Mit goldnem Wein und Frucht der Gärten.
Rund schweigen Wälder wunderbar
Und sind des Einsamen Gefährten.

Da sagt der Landmann: Es ist gut.
Ihr Abendglocken lang und leise
Gebt noch zum Ende frohen Mut.
Ein Vogelzug grüßt auf der Reise.

Es ist der Liebe milde Zeit.
Im Kahn den blauen Fluß hinunter
Wie schön sich Bild an Bildchen reiht —
Das geht in Ruh und Schweigen unter".

Es ist deutlich genug auch in diesen Versen, daß ihr Mensch ganz auf der Erde steht. Sie fassen zusammen, was vom Seinsstand der Heilheit, seiner Lustbejahung und mythischen Vertiefung gesagt war. Hier ist Heiterkeit, Milde und Freude, Wein und Liebe, die Glocken des Abends, kurz: ist verklärter Herbst als beseligte Erfülltheit des Lebensjahres, eine Welthaftigkeit diesseitiger Beseligung.

Ich versuchte auf einer ersten Stufe die verstreuten Züge zu reihen, um ein Bild des Menschen in klare Umrisse zu setzen, und zwar des Menschen, der auf dieser Erde lebt und tätigt und einen lebenswerten Sinn darin erblickt.

Wenn ich es zusammenfassen darf, möchte ich sagen:

Es ist das Bild eines Kindes und eines Jünglings. Der Traklsche Mensch ist — in dieser Phase — von einer keuschen, heiligen Unbefangenheit. Als Kind ist er im Zustande der natürlichen Harmonie. Das Kind ist ganz, was es ist, und darum so schön. Als Kind ist der Mensch frei, in Frieden, reich und unsterblich. Kindheit ist eine Heimat des Menschen, aufgeschlossene Hingabe an das Leben und die Erde, die Zeit vor dem Sündenfalle, der Mensch höchstes Geschöpf, aber ein Bruder zu allen Dingen und Wesen; als Kind ist der Mensch heilig und fromm.

Es ist ferner das Bild des tätigen Menschen: Bauer, Hirt, Fischer, Jäger, Zimmermann und Müller, alles Tätigkeiten, die notwendig zum Dasein gehören; Menschen, denen alles Ueberflüssige verhaßt ist, die auf und von der Erde leben. Es sind Menschen im Zustande der Heilheit. Zu ihnen gehören Gerechtheit, Wahrheit, Güte und Glaube an die sittlichen Realitäten und an Gott, der ihr Dasein umfaßt.

Es ist endlich Elis, der reine Tor, ein Wesen von paradiesischer Existenzialität; es ist der lautere Mensch in Einheit mit Gott und Seiner ganzen Schöpfung auf dieser irdischen Welt voll linder Heiterkeit und Lust. Auch von Elis könnte man sagen, was Sokrates und Phaidros betend erflehen: schön zu sein innen und außen.

Man wird ihn auch negativ bestimmen können: Elis ist ein „irrationaler" Mensch; er hat keinen „Verstand", wohl Vernunft; er hat keinen Intellekt, aber er hat Instinkt, edlen Instinkt.

„O! wie gerecht sind, Elis, alle deine Tage".

Helian
als Inbegriff metaphysisch gerichteter Existenzmöglichkeit.

Der tätig heile Mensch im Raum der Elis-Gestalt ist eine Möglichkeit sinnvoller Existenz. Aber der Zugang zu ihm ist außerordentlich schmal. Was bleibt, wem die schlichte Aktivität solch erdverbundenen Daseins versagt ist? Der Mensch ist zu vielgestaltig, als daß er in den Gestalten des Bauern, Hirten und Fischers sich ausschöpfen könnte. Zudem: ein Geheimnis ist „das Haus der Väter", und der Mensch kann sich nicht „den dunklen Sagen seines Geschlechts" ganz entziehen; er ist in seinem Ausgang bestimmt. Gibt es für den, der ausgeschlossen ist von einem an der Erde gesicherten Dasein, keine gültige Seinsmöglichkeit? „Erde" ist nicht der einzige Raum, innerhalb dessen „Mensch"-Sein sich verwirklicht. Immer ist die Gefahr, daß Hausers „Sein" vom „Schein" des Mörders vernichtet wird. Steht Elis' ätherisch-paradiesische Unschuld nicht in einer furchtbaren Bedrohung inmitten eines Tages, „in dem alles durch die gröbsten und bösesten Kräfte bestimmt scheint, durch den Egoismus der Erwerbenden und die brutale Macht der Herrschenden"?[15]). Wie ein schöner Traum fast erscheint seine Lichtgestalt „am einsamen Himmel" der von „schwarzen Mauern" Umschlossenen. „O, wie lang bist, Elis, du verstorben": das ist die Situation des von Schuld und Not Bedrängten. Ueber den „Dornbusch" ungeordneter Erdverhaftung hinweg „tönend" löst er die Spannung zwischen „Licht" und „Tod" nur für den, der sein „Glockenspiel" zu vernehmen imstande ist. Es ist so, daß Elis in der notlosen Zeit des Paradieses lebt. Aber es ist nun ein für allemal die Menschheit in Sünde gefallen und steht zwischen Himmel und Hölle.

„Es ist eine Insel der Südsee,
Den Sonnengott zu empfangen ...
Die Frauen wiegen die Hüften in Schlinggewächsen und Feuerblumen,
Wenn das Meer singt. O unser verlorenes Paradies" (61).

Das ist und bleibt endgültig die menschliche Situation. Es sei hier an die dritte Phase der dargelegten psychologischen Ordnung erinnert, in welcher der Dichter den Menschen zur Verantwortung vor sich selbst ruft, damit er inne werde, daß das Paradies verloren und zur „Vorhölle", wenn nicht zur Hölle selbst geworden ist.

„O des Menschen verweste Gestalt: gefügt aus kalten Metallen,
Nacht und Schrecken versunkener Wälder
Und der sengenden Wildnis des Tiers;
Windesstille der Seele" (140).

An lebendigem Leibe „ver-west" der Mensch und fällt in die ewige Verdammnis. Die Seele umgäbe ihn wie die Luft; da er sie aber mißbraucht, bläst ihn nicht mehr ihr klarer Atem an, Gottes Odem: Windesstille der Seele (vgl. E. 52).

„O, der Wahnsinn der großen Stadt ...
Aus silberner Maske der Geist des Bösen schaut ...
Rasend peitscht Gottes Zorn die Stirne des Besessenen,
Purpurne Seuche, Hunger, der grüne Augen zerbricht.
O, das gräßliche Lachen des Golds.

Aber stille blutet in dunkler Höhle stummere Menschheit,
Fügt aus harten Metallen das erlösende Haupt" (131).

An die „Verstummten" richtet sich der Dichter. Das Bild des Menschen ist zertrümmert; er kann es nur denken „ferne dem Getümmel der Zeit". Vielleicht, daß einmal die Verblendeten erleuchtet würden und erlösungsdurstig ihr Erdengeschick auf sich nähmen; daß sie ihre Himmelsheimat wieder fänden; daß die stummere Menschheit, die Gemeinde der Unsichtbaren, aus harten Metallen das erlösende Haupt fügend die Rasenden einmal in ihren Kreis schlösse und mit sich emporhübe (E. 52). — Hier ist die Situation erstellt, in welcher die Gestalt Helians möglich wird: das metaphysisch gedeutete, im christlichen Sinne erlösende Bild des Menschen. Abfall, Schuld und Qual trennen vom verlorenen Paradies. Das Erlebnis des Daseins als vergänglicher Nichtigkeit steht von neuem und mit tieferer Erschütterung vor dem Menschen, der zum Elis-Raum keinen Zugang findet. Doch in diesem ist das „Kostbare" des Sehers nicht erschöpft, denn Gott will, daß alle Menschen „Menschen" werden. Auch über jenen Unerlösten waltet die Sorge des Dichters. Das macht wohl, weil Trakl einem zentralen Schulderlebnis verhaftet war, das ihm die Erlösungsbedürftigkeit aller Kreatur besonders nahe rückte[16]). — Mit diesem letzten wird auch der entscheidende Schritt getan: hier gipfelt das Ziel der Arbeit: jenes metaphysische Bild des Menschen in seinen Umrissen darzustellen.

Der Sinngehalt des Bildes: „erlösendes Haupt" setzt voraus, daß Welt und Dasein als erlösungsbedürftig gefaßt werden. Das ist aber letztlich und zutiefst nur durch die Erscheinung Christi möglich. Die griechische Welt, oder genauer: der von Nietzsche interpretierte dionysische Mensch will und kennt keine Erlösung, und das macht den Abstand aus, der Trakl von der Antike und Nietzsche trennt[17]). Denn es ist von existenziellem Belang und besagt Alles für die Gültigkeit des metaphysischen Menschenbildes, daß Trakl in einem entscheidenden Gespräch sich zu Christus bekannt hat — wie es Hölderlin für seine Welt tat —: daß Er Gottes Sohn sei, und daß a l l e s Heil von Ihm komme. „Nie war die Menschheit so tief gesunken wie jetzt n a c h der Erscheinung Christi ... Sie k o n n t e garnicht so tief sinken!" (E. 106 ff.)

Die Welt ist für Trakl erlösungsbedürftig, weil er sie als Christ sieht. Die Situationen der ersten Phasen haben an dieser Stelle ihren besonderen und erhöhten Platz und lassen somit das „erlösende Haupt" verständlich werden.

„Weltunglück geistert durch den Nachmittag ...
Am Abend wieder über meinem Haupt
Saturn lenkt stumm ein elendes Geschick" (66).

Weltunglück ist das allgemein menschliche Geschick, begrenzt und bedingt wie die Bahn der Gestirne. Die Erweiterung dieses Geschicks zum Weltunglück ist keine weltschmerzliche Affektation, sondern das Bewußtsein, daß der Mensch das Maß aller irdischen Dinge ist, höchste Aufgipfelung und tiefste Abfallsmöglichkeit zugleich; daß er der Herr der Welt ist. Mit ihm leidet die ganze Schöpfung mit. „Weltunglück" ist also seherische Weite. Kraft deren dringt der Dichter durch alle Erscheinungen der Welt hindurch bis in ihr Innerstes. Und dort begegnet ihm als „Seele des Lebens" (27):

„Verfall, der weich das Laub umdüstert.
Es wohnt im Wald sein weites Schweigen ...
Vergängliche Gebilde gehen unter".

Das Wesen des Wirklichen ist Ver-Wesung im Sinne von Ver-Schwinden, Ver-Wandlung und Ver-Gänglichkeit. Es gilt für alles Geschaffene:

„Seele sang den Tod, die grüne Verwesung des Fleisches.
Und es war das Rauschen des Walds, die inbrünstige
Klage des Wilds" (133).

Und im Schmerz darüber, daß überall die Schatten des Todes drohen, heißt es: „O die feurige Träne / Geweint in die Nacht" (134). In diese Nacht des Daseins und der Welt, aus der jenes erschütternde „De Profundis" aufsteigt (67).

„Es ist ein Stoppelfeld, in das schwarzer Regen fällt.
Es ist ein brauner Baum, der einsam dasteht.
Es ist ein Zischelwind, der leere Hütten umkreist —
Wie traurig dieser Abend.

. . . . . .

Ein Schatten bin ich ferne finsteren Dörfern.
Gottes Schweigen
Trank ich aus dem Brunnen des Hains.

. . . . . .

Es ist ein Licht, das in meinem Mund erlöscht.
Nachts fand ich mich auf einer Heide,
Starrend von Unrat und Staub der Sterne.
Im Haselgebüsch
Klangen wieder kristallene Engel".

In diesen Versen verdichtet sich die ganze Verlorenheit eines Daseins, das sich als nichtig und sinnleer erkannt hat. Dasein erscheint als „Tiefe", aber eine Tiefe einsamer Qual, aus der es nur einen Hilferuf zu Gott gibt. Sehr bedeutsam erscheint mir, wie Trakl die Erstfassung des vierten Abschnittes geändert hat. Sie lautete:

„Ein Schatten bin ich vorbei an finsteren Dörfern,
Haß und Bitternis
Trank ich aus ihren Brunnen" (E. 81).

Diese Verse sind nicht besonders auffallend, jene aber die vielleicht am tiefsten erschütternden seines Werks (E. 81). Warum sagt der Dichter jetzt statt „Haß und Bitternis" „Gottes Schweigen"? Ist es ein und dasselbe? Oder hat die Einsamkeit und Verlorenheit jetzt eine Steigerung ins Unendlich-Unsagbare erfahren? — Die „finsteren Dörfer" wird man als Verdichtung der Welt und des Daseins fassen dürfen und der Menschen mit, zu denen der Mensch der „Tiefe" — ein Schatten und Wandler in einer Wüste trauriger Jammernis — im Verhalten bitternisgetränkten Hasses steht. Diese Verhaltungsweise ist eine Einsamkeit, aber sie liegt doch in einer Sphäre des Bösen, Hartherzigen, des in Unerlöstheit Verhafteten und in menschlicher Affektversklavung Verkrampften. Haß und Bitternis fühlt ein Mensch der Wirklichkeit gegenüber, der in der Hölle seines Erlebens befangen ist und sich nicht über den Irrkreis der Erde zu erheben vermag. Gottes Schweigen aber ist eine Einsamkeit, deren Schatten aus einer überpersönlichen Sphäre geworfen sind; der bitternisgetränkte Haß wird aus der Dimension des Allzumenschlichen gelöst, wird in einer solchen Erschütterung erlebt, daß kein menschlicher Affekt dieses „In-profundis-Sein" auszusagen bronnentief genug ist. Gottes Schweigen deutet einen Geisteshorizont an, der nicht „ideal", nicht „klassisch" ist, und der durch keine Emotion der Wahrheit, die über ihm ist und die ihre Schatten auf ihn wirft, im Pathos seiner Selbstsicherheit zu erschüttern wäre; Gottes Schweigen vielmehr spiegelt einen solchen Geisteshorizont, der durch Einbruch der übernatürlichen Wahrheit bis auf den Grund erschüttert ist; einen Einbruch der übernatürlichen Wahrheit, welche die Selbstverständlichkeit des Daseins immer von neuem mit tiefster Rätselhaftigkeit durchschütternd zerbricht; Gottes Schweigen sieht aus der Hölle des Lebens — Haß und Bitternis — durch ihre Wirklichkeit hindurch bis in die Wirklichkeit des ferngerückten Himmels; Haß und Bitternis sind aus menschlicher Affektversklavung gelöst und als Ferne von Gott gedeutet; Haß ist Gottesferne und somit die Schatteneinsamkeit ins Unendliche, Uebermenschliche gesteigert und gesehen[18]).

Dasein und Welt also erscheinen als ein „De profundis". Es ist die Dimension und Sphäre bestimmter Psalmen Davids. Die Schönheit und Lust der Erde bedeuten nichts für den Menschen dieser Situation. „Und es starrt von der Qual / Des goldenen Tags das Haupt / Des Heimatlosen" (167). Welt und Tag bieten ihm nicht die Möglichkeit sinnvollen Daseins, die Erde ist ihm keine heimatliche Stätte, wie sie es dem Bauern und Hirten im Elis-Bereich bedeutet: „Schwarzes Gewitter droht / Ueber dem Hügel. ... Windstille, sternlose Nacht" (168). In dieser Situation gibt es keine Hilfe aus rein menschlicher Macht. — Oder wie es „Drei Blicke in einen Opal" (70) aussprechen, deren schwer deutbare Bilder wohl menschlichen Jammer, Verirrung umkreisen und seine Ohnmacht, dem „Hauch von Grabgerüchen" sich zu entziehen: „O Armut, Bettelsuppe, Brot und süßer Lauch ... Grau härtet sich der Himmel". Den Weg der Erlösung deuten diese Verse an:

„Ein Heiliger tritt aus seinen schwarzen Wundenmalen.
Die Purpurschnecken kriechen aus zerbrochenen Schalen
Und speien Blut in Dorngewinde starr und grau":

das ist Christus mit der blutigen Dornenkrone. Trakls Dichtung steht auf dieser Stufe in der christlichen Erfahrung grauenhafter Vergänglichkeit und Bedrohtheit des Lebens auf dem Grunde eines tiefen Mißtrauens und Entsetzens über die Wirklichkeit, deren Bestes eben ihre trostreiche Nichtigkeit ist, und darum im Glauben an die geistigen und sittlichen Realitäten. So der „Psalm" (61), der vom verlorenen Paradies spricht, von Abfall und Irre und Armut, von den Schatten der Verdammten und nahen Gräbern; nachdem die grausige Oede menschlicher Seinsmöglichkeiten gezeichnet ist, nach all dem tönt der tiefgläubige Schlußvers: „Schweigsam über der Schädelstätte öffnen sich Gottes goldene Augen".

Der Mensch ist und bleibt bei Trakl „religiosus", religio als Verbundensein mit überpersönlichen hilfreichen Wesenheiten[19]). Zu unterst liegt das Wissen um den Tod alles Seins. Aber je tiefer der Dichter hineingeschaut hat in diese Zerbrechlichkeit, umso höher ist in ihm ein ernst zuversichtlicher Glaube[20]); ein Glaube, der sich darin bekundet, daß er die Weise des Daseins „Unterwegs" nennt, Durchgang zu etwas Anderem, „ein offenes Fenster, an dem ein süßes Hoffen zurückblieb" (103); des Lebens, welches er immer bedroht sieht von wirklicher Schuld- und Verdammnisgefahr: „Unsäglich ist das alles, o Gott, daß man erschüttert ins Knie bricht. / O, wie dunkel ist diese Nacht ...". Dasein ist als Nacht gesehen, als Zustand dunkler Irrnis; der „Siebengesang des Todes" hebt an (139):

„... unter saugenden Bäumen
Wandert ein Dunkles in Abend und Untergang
... fallende Sterne;
... Und es starb in Seufzern die dunkle Klage der Frauen".

Der Mensch dieser Nacht erscheint als „ein blutendes Wild/Das langsam hinsinkt am Hügel": Hilflosigkeit vor der Nähe des Todes; dann setzt der jähe Umbruch ein:

„Strahlender hob die Hände zu seinem Stern
Der weiße Fremdling;
Schweigend verläßt ein Totes das verfallene Haus".

Der Fremdling hat seine Heimat gefunden und steht in der Gewißheit der Erlösung; sein Stern verweist ihn auf die Wirklichkeit einer nach-nächtigen, einer metaphysischen Existenz: das verfallene Haus wird verlassen. „Tot" ist dieser Mensch nur im Sinne einer i r d i s c h sich erfüllenden sinnvollen Daseinsweise; einer solchen gegenüber erscheint er als Fremdling. Das Attribut „weiß" bedeutet jene nichtirdische Qualität, in welcher er existiert im Zeichen seines Sterns als einer überirdischen Wirklichkeit. Er verläßt das verfallene Haus „auf schwärzlichem Kahn" — weil es ein Weg schmerzlicher Entscheidung ist — „schimmernde Ströme hinab

Purpurner Sterne voll, und es sank
Friedlich das ergrünte Gezweig auf ihn,
Mohn aus silberner Wolke",

Bilder, die ich als Erlösung deute von „des Menschen verweser Gestalt", aus „Nacht und Schrecken versunkener Wälder/Und der sengenden Wildnis des Tiers", als Aufhebung der „Windesstille der Seele". Diesen Weg des Abschieds von der Erde als einem Raum beseligter Daseinsmöglichkeit; die Stimmung eines Heimwehs und doch eines Bewußtseins, daß sie keine Heimat ist, welche daher auf dem Grunde solchen „Unterwegs-seins" in die Sphäre einer sinnvoll ernsten Schwermut steigt: diese Situationsspannung erscheint bei Trakl als „Klage" (192).

„Jüngling aus kristallnem Munde
Sank dein goldner Blick ins Tal;
Waldes Woge rot und fahl
In der schwarzen Abendstunde.
Abend schlägt so tiefe Wunde!

Angst! des Todes Traumbeschwerde,
Abgestorben Grab und gar
Schaut aus Baum und Wild das Jahr;
Kahles Feld und Ackererde.
Ruft der Hirt die bange Herde.

Schwester, deine blauen Brauen
Winken leise in der Nacht.
Orgel seufzt und Hölle lacht
Und es faßt das Herz ein Grauen;
Möchte Stern und Engel schauen.

Mutter muß ums Kindlein zagen;
Rot ertönt im Schacht das Erz,
Wollust, Tränen, steinern Schmerz,
Der Titanen dunkle Sagen.
Schwermut! einsam Adler klagen".

So unerhört schlicht in der Diktion, so schmerzverdichtend ist diese Klage in ihrer Substanz. „Wo wäre die Unerlöstheit der irdischen Erscheinung und die Unsterblichkeit der Seele im Schuldgesichte eines Menschen ergreifender beisammen gewesen als bei Trakl?"[21]). Eine Bemerkung, deren Wahrheit deutlich aus Trakls visionären Selbstbildnissen — „Traum und Umnachtung" (155 ff.), „Offenbarung und Untergang" (194 ff.), — vernehmbar ist. Doch sie stehen außerhalb einer Darstellung seines objektiv in der Dichtung erscheinenden Menschenbildes und sichern nur allenfalls die Richtigkeit der Interpretation.

Mit den bisherigen Ausführungen ist die Sphäre erstellt und der Raum gewonnen, in dem das „erlösende Haupt", das metaphysische Bild des Menschen, ins Licht gesetzt werden kann. Um es rückschauend zusammenzufassen: es ist die christliche Erfahrung der Vanitas vanitatum, die christliche Gewißheit einer geistig-sittlichen Wirklichkeit und daher die christliche Gläubigkeit und Bereitschaft zur Erlösung in einer nachirdischen Existenz.

Ich will nun diesem metaphysisch gerichteten Menschenbild bei Trakl nachgehen vom Gitter der Geburt an bis zu dem des Todes, um so sein volles Bild zu runden.

Es war schon anzudeuten, was für Trakl der Lebensaufgang besagt. Das Gedicht „Geburt" (136) in seinem abgründigen Grauen läßt es deutlich werden. Der Mensch ist als in den ganzen Kreis der Schöpfung einbezogen gesehen wie beim irdisch-beseligten Bilde, aber in anderer Dimension. Gebirge, Wild, Tannen und Mond: all das steht im Zeichen dieses großen Geschehens, das aber irgendwie schrecklich, grauenhaft und gewaltsam scheint. Der Augenblick, da der Mensch in die Welt ausgestoßen wird, erscheint als Loslösung aus tiefster Geborgenheit in Kälte, Fremde, Irrsal hinein, und bei der gebärenden Bäuerin heißt es: „Drei Männer treten finster durch das Tor / Mit Sensen, die im Feld zerbrochen sind" (80). Es geschieht so etwas wie Brechen und Zerstören von dem, was zusammengehörte, irgendwie rätselhafte Schuld.

„O die Geburt des Menschen ...
Weh, der Gebärenden Schrei ..."

In diesen lapidaren Ausrufen spricht die ungeheure Schrecknis über das wilde Weh, das im Schoß der Mutter wächst, indes „durchs Fenster klirrt der rote Abendwind" (80). Weil Geburt die Schwelle ist, über die ein Mensch aus bergendem Schoß in die Mächte der Erde tritt, die also den Beginn seines dornigen Weges ausmacht, darum ist sie so abgründig furchtbar.

Mit der Geworfenheit in das Dasein aber stellt sich zugleich eine Frage vor den Menschen, welche die eigentliche, die Schicksalsfrage ist. In Jedes Seele steckt ein Engel und ein Dämon, und er hat sich für eine der beiden Möglichkeiten zu entscheiden: entweder für „die Nacht mit schwarzem Flügel" oder für den „Schnee, der leise aus purpurner Wolke sinkt". Darin enthüllt sich ein Wesenszug des Traklschen Menschenbildes: ethische Unbeirrbarkeit; es gibt eine klare Scheide zwischen „Nacht und Schnee", dies ist gut — jenes ist bös, und daran ist nicht zu deuteln und zu rütteln.

Aber selbst auch wenn der Mensch für das Gute — um es einfach so zu nennen — sich entscheiden sollte, in jedem Falle wird es lauten: Weh! denn

„Seufzend erblickt sein Bild der gefallene Engel,
Erwacht ein Bleiches in dumpfer Stube".

Es war schon einmal die stilistische Eigenart Trakls zu erwähnen, die auch hier wieder „ein Bleiches" sagt[22]); darin liegt ein starker Ausdruck verlassenen Jammers und kümmerlicher Hilflosigkeit des kleinen Geschöpfes.

Der Mensch als ein gefallener Engel scheint ein Zwiefaches zu besagen: daß er in Gottes Schoß war und — irgendwie schuldhaft — aus ihm sich löste. Warum aber schuldhaft? Hat es überhaupt einen Sinn, diese Frage zu stellen? Oder ist es ein Bewußtseinsfaktum, hinter welches nicht weiter rückgefragt werden kann? Platon bemerkt im Phaidros nichts darüber, warum die eine Seele im Gefolge ihres Gottes verbleibt, die andere aber zur Erde fällt. Doch der Christ

Trakl? Ist es so, daß in der Wahrnehmung, die Geburt des Menschen sei der Sturz eines Engels, noch einmal und immer wieder die Urschuldigwerdung der Menschheitsahnen Adam und Eva — im Spiegel des Falles Luzifers und seines Anhangs — nachgeboren und nachgetan wird? Die Urschuldigwerdung der ersten Eltern, die sich gegen Ihn, ihren Schöpfer, erhoben, welche als Erbsünde unaufhebbare Mitgift jeder Seele wird, sobald sie in den mit solchem Fluch verhafteten Leib eingeht? „Seufzend erblickt sein Bild der gefallene Engel, / Erwacht ein Bleiches in dumpfer Stube": nein, diese wie der „Geburt" Sätze überhaupt sind nicht geschrieben als eine Deutung, welche die Erbsünde als solche begreift; die der Gebärenden Wehschrei bejaht, indem sie in die Urschuld sich stellt; es ist kein Verstehen und kein der Geburt auf-den-Grund-gegangen-sein: es ist kein *Erklären* der Schwärze und des Schweigens.

„Stille der Mutter ...
Zwei Monde
Erglänzen die Augen der steinernen Greisin".

Das ist kein Bejahen, kein Erklären, sondern Wahrnehmung; es ist keine Deutung, sondern das Bewußtseinsfaktum, daß der Mensch eben als Mensch ein Schuldiger ist; es ist dumpfe Schrecknis, die sich nicht weiter befragen kann, weil sie stumm den Sturz als Sturz stehen läßt und als Wehschrei den Schrei der Gebärenden.

Ein gefallener Engel: das besagt zum andern, daß die Seele — der geistwirkliche Teil des Menschen also — unsterblich oder besser: todlos ist. Beides: die Unerlöstheit der irdischen Erscheinung und die erlösende Todlosigkeit der Seele vereinigen sich im Bilde des gefallenen Engels. Es stellt den Grundriß des metaphysischen Bildnisses dar.

Die Stunde aber der Geburt versinkt, wenn sie auch tief innen weiter wirkt. Denn alles überstrahlt Trakls große Liebe zum Menschen. Wie die Gebärende mit seltsamer Bereitschaft ihre Wehen vergißt, sobald sie nur ihr Kind sieht und umarmt — „Schmächtig hingestreckt im Bette / Wacht sie auf voll süßem Bangen / Und sie sieht ihr schmutzig Bette / Ganz von goldnem Licht verhangen" (42) — so ist der Dichter voll Liebe zu den Kindern Gottes, denn ein solches ist und bleibt der Mensch in all seiner Vielgestaltigkeit. „Daß er das Bild des Mitmenschen wahrnehmen konnte, den es *mehr* zu lieben gilt als sich selbst, — soll Gottes Gebot wieder zu Ehren kommen: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! — das darf man, scheint mir, vor allem anderen nicht übersehen, will man das Bild des Menschen bei Trakl am Ende nicht gründlich verkennen[23])". Das bedingt sich dadurch, daß er menschliches Sein immer als Gotteskindschaft begriffen hat; daß er Seine Nähe spürte, wo immer auch und wie er menschlichen Wesensmöglichkeiten begegnete. Von einer solchen Situation der Nähe zu Gott spricht eins der christlich existenziell tiefsten Gedichte, das „Nachtlied" (83).

„Des Unbewegten Odem. Ein Tiergesicht
Erstarrt vor Bläue, ihrer Heiligkeit.
Gewaltig ist das Schweigen im Stein.

Die Maske eines nächtlichen Vogels. Sanfter Dreiklang
Verklingt in einem. Elai! dein Antlitz
Beugt sich sprachlos über bläuliche Wasser.

O! ihr stillen Spiegel der Wahrheit.
An des Einsamen elfenbeinernen Schläfe
Erscheint der Abglanz gefallener Engel"[24]).

In dem vor Gottes Bläue erstarrenden Tiergesicht spiegelt sich die menschlichem Wesen notwendig zugeordnete Schuldverhaftetheit. Je stärker aber dem Dichter das Unaufhebbare dieser Mitgift zum Bewußtsein kommt, je stärker der Mensch seines „Tiergesichtes" inne wird, umso mächtiger sehnt er sich „nach Bläue, ihrer Heiligkeit", umso ausdrücklicher spricht Trakls Dichtung ein Erlösungsbedürfnis des Menschenbildes aus; ein Erlösungsbedürfnis, das aus der Dimension eines den Menschen Schuldig-Wissens aufsteigt, aber gerade deswegen ein Licht zu geben vermag, das etwas die Zeiten Ueberstrahlendes hat. Trakl hat Gottes Barmherzigkeit in Seinem ewigen Liebestod als Firmament der Auferstehung über dieser Stätte der Verwüstung und des Untergangs geahnt, und das hat ihn das Bild des Menschen so gerecht sehen lassen, wie es der christlichen Welterfassung entspricht: leidend, aber der endgültigen Erlösung gewiß. Das macht bei aller Schwermut die große Gefaßtheit dieses Menschenbildes aus, die unbedingt dessen Grundhaltung ist. Denn es steht in der Nähe zu Gott: des Unbewegten Odem weht in heiliger Bläue über den Menschen hin. Das Mysterium der Trinität: sanfter Dreiklang in einem. Elai, Gott, dessen Antlitz sprachlos ist, denn Sprache ist — auch noch im Spiegel der Stummheit — ein Charakteristikum der Kreatur. (Oder ist Elai ein geheimnisvoller Anklang an Elis, der in heiliger Ergriffenheit über Gottes Wasser sich beugt?) In Gott sind die stillen Spiegel der Wahrheit, — Fensterbilder eines Domes? — in denen der Mensch seine Sündhaftigkeit erkennt und seinen Engel zumal. Darum muß er sich aufmachen, diesen zu suchen. Drei „Rosenkranzlieder" (77) weisen auf den Weg dahin.

„Gott hat deine Lider verbogen.
Sterne suchen nachts, Karfreitagskind,
Deinen Stirnenbogen".

Der Mensch als Karfreitagskind! Es gibt kaum ein anderes Wort, das in solcher Fassung alles das in sich begreift, was mit dem metaphysisch gerichteten Bild des Menschen umfaßt wird. Es erscheinen in dieser Vision wesentlich drei Elemente: zunächst ein Großmaß des Leidens um der Menschen und um seiner selbst willen, der Kreuzweg des Daseins; sodann: schmerzvoller Tod ist dem Menschen nahe: Dein Wille geschehe, also daß jeder seinen Tod zu sterben hat; und als drittes endlich das Eindämmern in die Gewißheit der Auferstehung. Dem entsprechen die Situationen der drei Liedweisen: „Finstere Dörfer der Kindheit... mit den verpesteten Seufzern der Schwermut"; „O die Nähe des Todes: Laß uns beten!"; und in „Amen" endlich: „In der Stille / Tun sich eines Engels blaue Mohnaugen auf".

Bei aller Qual des Lebens, wenn auch des einsamen Menschen — oder Christi? — Schritt unter dem Oelbaum Gethsemanes erstirbt

(174), soll er nicht vergessen, daß Gott in seiner Nähe ist, sofern er nur — als ein Karfreitagskind — den Sinn seiner Nacht verstehen und seine Verzweiflung zur Gefaßtheit werden lassen will. „So leise blutet Demut, / Tau, der langsam tropft vom blühenden Dorn" (174), dem Dorn des Leidens. Aber: „Strahlender Arme Erbarmen / Umfängt ein brechendes Herz" (174): Gottes erlösende Güte.

Wenn der Mensch seinen Weg so sieht, — und Trakl läßt ihn so sehen — dann wird ihm in „Verklärung" (142) offenbar:

„Ein nächtiger Kranz
Von Veilchen, Korn und purpurnen Trauben
Ist das Jahr des Schauenden".

Der Schauende ist der wahrhaft reine, leiderlöste Mensch: er schaut den Sinn des Daseins. Alle irdische Freude, Fülle und Lust ist ein Kranz, aber ein nächtiger, d. h. irgendwie nichtig gewordener Kranz für den „sanften Mönch", zu dessen Füßen sich „die Gräber der Toten öffnen". Der Tod ist das Maß und Kriterium, mit welchem der Kranz des menschlichen Lebens gemessen und auf seinen Sinn gebracht wird. Das ist gewiß: wäre der Tod nicht mehr als das Tor zum Nichts, dann hätte es keinen Sinn, die Lust des Weins nächtig zu nennen; zu solchem Urteil berechtigt einzig etwas Nach-Irdisches, etwas Meta-Physisches.

Doch bis zum Tod hat es einen weiten Weg, noch scheint „Die Sonne" (143).

„Täglich kommt die gelbe Sonne über den Hügel.
Schön ist der Wald, das dunkle Tier,
Der Mensch; Jäger oder Hirt.

Rötlich steigt im grünen Weiher der Fisch.
Unter dem runden Himmel
Fährt der Fischer leise im blauen Kahn.

Langsam reift die Traube, das Korn.
Wenn sich stille der Tag neigt,
Ist ein Gutes und Böses bereitet.

Wenn es Nacht wird,
Hebt der Wanderer leise die schweren Lider;
Sonne aus finsterer Schlucht bricht".

Es bedeutet Sonne hier die Zeit des Daseinsbogens, der sich spannt vom Morgen bis zum Abend; wie erscheint der Mensch in diesem Lebenstag? Schön ist der Wald, das dunkle Tier / Der Mensch; Jäger oder Hirt: in der Steigerung von Wald — Tier — Mensch deutet sich im Großen das Weltbild Trakls an: der Mensch als die höchste der Kreaturen, aber doch in einem innigen Verhältnis zu seinem Weggenossen, mit denen er so Vieles gemein hat, was sich verdichtet in dem Wortleib „schön". Es mag zunächst überraschend und allem Vorhergehenden entgegen scheinen, daß „schön" als Charakteristikum für den Menschen gesetzt ist. Für sich genommen, ist es immerhin weitgespannt genug, um vielerlei Deutungsmöglichkeiten zuzulassen, doch scheint mir hier nur auf das Gemeinsame aller Kreatur hingesehen und somit „schön" keineswegs als das eigentliche Wesen des Menschen

gesehen zu sein. Ob Jäger, Hirt oder Fischer: es ist so unendlich gleichgültig, welcher Tätigkeit man nachgeht, es kommt einzig und allein darauf an, in welcher Haltung man lebt, wie man jagt, weidet oder Netze einzieht. Nur läßt sich die Ernte nicht mit Willen zwingen, der Mensch muß gelassen sein und demütig, denn: Langsam reift die Traube, das Korn, beides Wesenheiten, die über ihre konkrete Wirklichkeit hinaus zu deuten sind als Symbole vom werdenden Brot und Wein, als gnadenhafte Speise der gottnahen Seele.

Auf das Wie menschlichen Tuns also kommt es an: Wenn sich stille der Tag neigt / Ist ein Gutes und Böses bereitet. Was in „Geburt" als die Schicksalsfrage vor den Menschen getreten, wird am Abend seine Erfüllung finden. Es gibt keine verwischenden Grenzfälle für Trakl: wie der Mensch sein Leben geführt, dafür wird er ein Gutes oder Böses ernten; ein klares und eindeutiges Bild, unbeirrbar in seiner sittlichen Erkenntnishaltung. Wer das Gute bereitet hat, dem öffnen sich im Tode die Augen zur Schau einer erlösten Existenz: Sonne aus finsterer Schlucht bricht. „Gutes u n d Böses" läßt zwei Deutungen zu: obige, in der das „und" wie „oder" gefaßt ist, oder eine Deutung im Sinne des Wortes: Der Gerechte fällt des Tages sieben Mal, allerdings eine tiefere, als sie die Banalität des täglichen Trostes zu fassen gewohnt ist[25]). Das Gesamtbild des Menschen erleidet darin keine Veränderung; es würde dann besagen: Alles Leben und Tun ist notwendig ein unvollkommenes, weil menschliches; war aber das Gute im Herzen stark und wirksam, dann ist dem Strebenden Erlösung gewiß; ihm, dem „Wanderer", in dessen Sinnbild sich wiederum das Metaphysische anzeigt: Dasein ist Unterwegs-sein, und es hätte keinen letzten Sinn, den Menschen als Wanderer zu sehen, wenn seines Bleibens auf dieser Erde wäre. Vielmehr erscheint die Existenz auf der Erde nur als Brücke, als ein Hindurch und als Ueber-einer-Schlucht-sein. Hier ist der ganze Abstand deutlich, der Trakls Welt- und Menschenbild von Dionysos oder von Nietzsche trennt: Zarathustra kennt und will keine Erlösung, weil es für ihn keine Hinterwelt, kein Metaphysisches gibt und ihm die Welt eine ewige Wiederkunft und Gott tot ist und er sich jenseits von Gut und Bös bewegt. Für Trakls Bild des Menschen aber gilt: Es ist ein Gutes und Böses bereitet.

Trakl trifft in diesem Menschen die christliche Situation. In ihr gelten vor allem die geistigen und sittlichen Bereiche als real. Zu ihnen bekennen sich die knappen, aber klaren und fast schmerzlich-hellen Verse „An Karl Kraus" (130). Sie richten sich zwar an ein Individuum, aber sie haben Gültigkeit für das Menschenbild schlechthin; die Person, der sie gewidmet wurden, gilt in diesem Sinne als „Vorbild", als Erscheinung des „Menschlichen" überhaupt; jene Verse sind keine Gelegenheitsphrase oder Schmeichelei, sondern stehen in der Sphäre einer Wesensschau: sie gelten dem Menschenbild als solchem.

„Weißer Hoherpriester der Wahrheit,
Kristallne Stimme, in der Gottes eisiger Odem wohnt,
Zürnender Magier,
Dem unter flammendem Mantel der blaue Panzer des Kriegers klirrt"[26]).

Es war schon von der Entscheidung zum Weg der Wahrheit gesagt, daß er voll Härte und kalter Bitternis wäre. Hier begegnet die klare Erkenntnis dieser Entscheidung: Gottes eisiger Odem. Die Wahrheit suchen, sagen und leben: dazu bedarf es eines blauen Panzers, denn wahrhaftig sein, heißt: richten![27]). Wahrhaftigkeit also macht einen eminenten Wesenszug des Menschenbildes bei Trakl aus. Das erscheint an sich als nichts Besonderes, ja als selbstverständlich. Aber es ist bemerkenswert, daß Trakl die Macht, Wahrheit zu künden, nicht dem Menschen als Menschen zugibt, sondern es ist Gottes eisiger Odem in ihm, und darum ist der Wahrheitkünder als solcher nicht Mensch, sondern Priester, der in der Wahrheit Gott dient. Das bedeutet mithin Getragensein des Menschen von jenseitigen sittlichen Mächten; das Bild ist kein autonomes, sich selbst genügendes, verherrlichendes, wenn es auch im Diesseits wirkt als der Krieger mit flammendem Mantel. Denn das Diesseits gilt in der Traklschen Welterfassung als Unterwegs; es ist für den, der seinen letzten Sinn sucht, nicht an sich Heimat und Ort vollgültigen Daseins, wenn er sie christlich erfährt wie Trakl. Wirklich „existent" ist für ihn der Mensch, wenn er ein „Einsamer" zu sein vermag. „Im Dunkel" (149) wird die Weltbegegnung dieses Einsamen in Sinnbildern ausgesprochen.

„Es schweigt die Seele den blauen Frühling.
Unter feuchtem Abendgezweig
Sank in Schauern die Stirne den Liebenden.

O das grünende Kreuz. In dunklem Gespräch
Erkannten sich Mann und Weib.
An kahler Mauer
Wandelt mit seinen Gestirnen der Einsame.

Ueber die mondbeglänzten Wege des Walds
Sank die Wildnis
Vergessener Jagden; Blick der Bläue
Aus verfallenen Felsen bricht".

Der Mensch, den Trakl hier als Einsamen sieht, ließ ab, irdischem „Glück" und diesseitiger Beseligung nachzugehen. Es ist der mönchische Geist, der die Vergänglichkeit aller Gebilde erkannt hat und in der „Vergessenheit" einer „Wildnis" erjagbarer Werte steht. Die Seele schweigt, weil sie das Unzulängliche alles Sprechens — im Sinne rationaler Bemühung — für letzte Wirklichkeiten erkannt hat: für die Bläue, die aus verfallenen Felsen bricht. Die Bläue, als Symbol „der großen Aufklärung über das Dasein", wird nur einer gläubigen Anschauung zuteil, einem „Blick", nicht begrifflicher Analyse; ein Bekenntnis, daß „Existenz" zutiefst Mysterien ausgesetzt ist. Der Himmel ist auch in diese Welt schon eingebrochen und hat sie zu einer kahlen Mauer gemacht, sodaß über die Zerfallnis ihrer Trümmer die Gestirne letzter Seinswirklichkeiten aufgehen, denen der Einsame nachwandelt. Er hat sich mit seinen Sternen eingeschlossen, er wird sich nicht mehr verlieren können in die Bezirke der menschlichen Irrungen und der Fortunamächte. Und wenn Mann und Weib in solche Dunkelheit verstrickt sich erkennen, so sieht der erlöste Mensch aus ihrer Umarmung das Kreuz aufgrünen, das Symbol der Qual (vgl. E. 34).

Das ist wiederum nur möglich, wenn den Sternen die eigentliche Realität zuerkannt ist[28]). Darum sagt Trakl von der Welt: „Hirten begruben die Sonne im kahlen Wald / Ein Fischer zog / In härenem Netz den Mond aus frierendem Weiher" (108). Dasein und Welt sind begriffen als Nacht, deren Licht ohne eigentliche Wärme, ja selbst nur erborgtes Licht ist. Trakl liebt Abend, Dämmerung und Nacht, weil sie ihm das Wesen des irdischen Daseinsraumes symbolisieren. Das bedeutet einmal die Nichtigkeit ihrer Dinge, weil im Dunkel alles ohne Umriß ist und unwirklich erscheint; zum andern bedeutet es aber die Möglichkeit, dessen inne zu werden und so zu einer inneren Sicherheit mit sich selbst zu kommen: „Ruh und Schweigen" ist die Verhaltungsweise solcher Besinnung.

Innerhalb jener Nacht gibt es für den Menschen nur zwei Wege des Lebens:

„In blauem Kristall
Wohnt der bleiche Mensch, die Wang' an seine Sterne gelehnt;
Oder er neigt das Haupt in purpurnem Schlaf.

Doch immer rührt der schwarze Flug der Vögel
Den Schauenden, das Heilige blauer Blumen,
Denkt die nahe Stille Vergessenes, erloschene Engel" (108).

Zwei Wege: entweder er ist seiner Seele — blauer Kristall — treu und lebt wesentlich aus und in den Kraftströmen, die aus einem nichtirdischen Bereich ihm zufließen, oder: er neigt das Haupt in purpurnem Schlaf, will sagen: er bewegt sich in einem Dasein voll „Schönheit" vielleicht und dionysischer Freude, aber lebt doch letzten Endes an der Wahrheit vorbei, sieht garnicht die Notwendigkeit der Entscheidung, denn seine Augen — die Augen des blauen Kristalls — sind ja geschlossen. Und nur den Schauenden rührt der schwarze Flug der Vögel: nur für den von „Glück" und purpurnem Schlaf Gelösten gibt es überhaupt die Entscheidung aus dem Geiste für die Wirklichkeit seiner Sterne: für eine höhere Existenz. Nur der Schauende hat Vernunft im Sinne von discretio inter bonum et malum und ist dies nicht das Eine, was dem Menschen allein not tut? Die Entscheidung ist eine immerwährende und unaufhörliche: Immer rührt ihn das Heilige blauer Blumen und denkt er Vergessenes, erloschene Engel: Gut und Bös. In der währenden Spannung dieses Entscheidens wird und geschieht überhaupt „Existenz". Darum ist dieser Mensch mit der Augustinischen Pax gesegnet: „Ruh und Schweigen" ist die Nähe zum Sein. In solch innerem Frieden und in solcher Aufgeschlossenheit zum Sein wird jener „Blick der Bläue" als Erleuchtung über Welt und Mensch zuteil. Trakl nennt es „das Erwachen am Saum des dämmernden Walds" (112): ein Innewerden des Sinnes menschlichen Daseins.

„Immer denkst du das weiße Antlitz des Menschen
Ferne dem Getümmel der Zeit;
Ueber ein Träumendes neigt sich gerne grünes Gezweig,

Kreuz und Abend;
Umfängt den Tönenden mit purpurnen Armen sein Stern,
Der zu unbewohnten Fenstern hinaufsteigt".

Es sind die schönsten und klarsten Verse, die zur Frage nach dem Menschenbilde bei Trakl ermächtigen; hier ist es ausdrücklich gesagt, wem die Bemühung nachgeht. Der Dichter denkt das weiße Antlitz des Menschen, will sagen: er sucht das Wesen seines Seins; den Menschen als solchen, der imago Dei ist, geschaffen nach dem Bilde Gottes und Seinem Gleichnis; der in Wahrheit ein weißes Antlitz hat; des Stirn in Reinheit badet, den das Vollkommene, Heile und Heilige sah menschliche Gläubigkeit und Sehnsucht von jeher in einem Reich des Lichtes und in eines ὑπερουρανιος τοπος kristallener Klarheit (Platon). Wesenhaft „menschlich" ist das weiße Antlitz, der freie Geist, der aus dem Wirrsal zeitgeborener und -gebundener Emsigkeit sich erhebt. Der Mensch ist „Mensch" nur ferne dem Getümmel der Zeit: nicht im Sinne einer Flucht, sondern eines nicht sich an sie Verlierens, im Sinne der Freiheit von menschlichen Bedingtheiten und zu wesentlich Menschlichem; eine Existenz, die auf „Glück" verzichtet, weil sie „Seligkeit" will. Dieser „erwachte Mensch" erscheint hier als der Träumende, der aber nicht einen Gott sich dünkt wie Hyperion, sondern der demutsvoll das Kreuz Christi umfängt und in dessen Zeichen sein Leben als einen Abend begreift, welcher des Himmels Gestirne über sein Gebet wird aufgehen lassen. Trakl enthüllt die Situation des christlichen Menschen, der in gläubiger Erlösungsbereitschaft steht. Er erfüllt sich nicht in einer rein diesseitsorientierten Existenz in dem Bewußtsein, daß sein Bestes nicht von dieser Welt ist. Sein Stern, die geistig-seelische Wirklichkeit des Menschen, zieht ihn dahin empor und zurück, von wo sie ausgegangen ist. Im Sinnbild des Brunnens, das in der Dichtung häufig begegnet — darin das Wasser aufspringt von unsichtbarer Kraft getrieben, fällt und wieder zum Auftrieb rückkreist — hat Trakl diesen Weg geschaut: wie die Seele, der Engel im Menschen, in die Leiblichkeit fällt, aber als todlose zum Urschoß in Gott heimkehrt. Von hier aus ist das Bild zu verstehen vom Stern, der zu unbewohnten Fenstern hinaufsteigt: es sind die Fenster eines ewigen Jenseits. Ueber den Träumenden aber neigt sich auch das Kreuz. Der Mensch steht — auf dem Urgrunde der Schuld — in einer notwendigen Leidverhaftetheit. In der Bejahung zu ihr um der Erlösung willen geschieht menschlich-gültiges Schicksal. Und zwar trägt der Mensch bei Trakl das Leiden nicht, weil es nun einmal mit Sein überhaupt mitgegeben ist, sondern weil es in seiner Unentrinnbarkeit auf eine Existenz verweist, in der es ausgeglichen wird. Trakl löst das Problem des Leidens im christlichen Sinne, nicht im tragischen, wie Nietzsche es formulierte: Leiden gilt für Trakl als ein Weg zu einem heiligen Sein (vgl. S. 46,48 dieser Arbeit). Darum kann er den Menschen auch in einer Transfiguration als „Sebastian" sehen: etwas vom erkannten Märtyrer begegnet in ihm, der das Leiden auf sich nimmt um des Weges zu einem heiligen Sein willen; der in seinen Wunden die Male Christi spiegelt; Sebastian, von Pfeilen durchbohrt, die nur den Leib treffen, die Seele aber, die ganz dem Andern hingegeben, nicht berühren können. Die Erde wird als leidvolles Unterwegs begriffen: „O die Nähe des Todes" (104). Solch christliches Wesensschicksal spricht in einer großgearteten Dimensionalität jene Dichtung

aus, von welcher der Name für das Menschenbild dieser Endphase genommen wurde: es ist „Helian" (84—88).

In diesem grandiosen Gesang voll Erhabenheit und existenziellster Tiefe wird von Trakl noch einmal die Dynamik der Mensch-Werdung christlicher Welthaltung dargestellt. Helian, das Medium der tiefsten und gültigsten Weltbegegnung Trakls, zeigt in seinen Gleichnissen noch einmal stufenweise den Weg des Menschen zur metaphysisch gerichteten Existenz. Eine Briefstelle Trakls selbst bekennt: „Er ist mir das teuerste und schmerzlichste, was ich je geschrieben" (E. 140). Sie berechtigt dazu, Helian als die Aufgipfelung der Bildmöglichkeiten des Menschen bei Trakl zu fassen. In ihm enthüllt sich ganz das weiße Antlitz des Menschen, in voller Freiheit des Geistes und der Glieder, schön, mit schauenden Augen, in der Erde wurzelnd dem Leibe nach, mit der Stirn aber das Himmelsgewölbe berührend (vgl. E. 52). Es seien nur wenige Stellen aus den fünf Abschnitten des Gedichtes herausgehoben.

. . . . . .

I „Sanfte Sonate, frohes Lachen ...
Besänftigte wandeln wir an roten Mauern hin ...
In reinen Händen trägt der Landmann Brot und Wein
Und friedlich reifen die Früchte in sonniger Kammer".

II „Gewaltig ist das Schweigen des verwüsteten Gartens ...
Schön ist der Mensch und erscheinend im Dunkel ...
O wie einsam endet der Abendwind.
Ersterbend neigt sich das Haupt im Dunkel des Oelbaums".

III „Erschütternd ist der Untergang des Geschlechts ...
Ein bleicher Engel
Tritt der Sohn ins leere Haus seiner Väter ...
Zurückgekehrt von traurigen Pilgerschaften ...".

IV „Ein erhabenes Schicksal sinnt den Kidron hinab ...
Um die Lehmhütten rankt purpurner Wein,
Tönende Bündel vergilbten Korns ...
Am Abend begegnen sich Auferstandene auf Felsenpfaden".

V „.....
O ihr zerbrochenen Augen in schwarzen Mündern,
Da der Enkel in sanfter Umnachtung
Einsam dem dunkleren Ende nachsinnt,
Der stille Gott die blauen Lider über ihn senkt".

Helian ist der umfassendste Ausdruck der Weltbegegnung Trakls. Rilke spricht von seinen Versen als „ein paar Einfriedigungen um das grenzenlos Wortlose: so stehen die Zeilen da. Wie Zäune in einem flachen Land, über die hin das Eingezäunte fortwährend zu einer unbesitzbaren großen Ebene zusammenschlägt ... Ich denke mir, daß selbst der Nahestehende immer noch wie an Scheiben gepreßt diese Aussichten und Einblicke erfährt, als ein Ausgeschlossener: denn Trakls Erleben geht wie in Spiegelbildern und füllt seinen ganzen Raum, der unbetretbar ist wie der Raum in einem Spiegel. (Wer mag es gewesen sein?)" (E. 10).

Im Helian wird anschaulich, was Mahrholdt von der Traklschen

Dichtung in Hinsicht ihrer bildhaften Fülle sagt: in fast traumhafter Sinnenpracht steigen die Bilder auf, folgen einander oft dem Scheine nach sinnlos und doch nie ohne einen bestimmten Leitgedanken, den die Bilderfülle verdeutlicht und wieder verhüllt; es wird meistens in den Anfangsworten der Gedichte oder Strophen der Schlüssel fürs Kommende gegeben: der erstaunte Schauer weiß zuerst schon das Wesentliche und hält es fest; das eröffnet oft blitzartig das Verständnis für tiefe, durch die Vielfältigkeit des Dargestellten nicht so leicht übersehbare Dichtungen (E. 79). Eine solche ist Helian. Ich habe nicht die Absicht, im Einzelnen eine Analyse zu versuchen, weil die abgründige Tiefe der Bilder, Gedanken und Erkenntnisse unausschöpfbar ist, wie alles Geniale, und sich nicht in klare, begriffliche Umrisse setzen läßt. Die ratio — und mit ihr müßte eine Deutung versucht werden — verfehlt das Eigentliche solcher Bereiche, weil sie unbetretbar sind für sie wie die Räume eines Spiegels: sie lassen sich nur anschauend nachvollziehen. Es genügt jedoch dem Sinn meiner Aufgabe, die vorwaltenden Ideen, wie sie in den Anfangszeilen der fünf Abschnitte thematisch enthalten sind, um im Folgenden durchgeführt und mannigfach in Bild und Symbol zum Ausdruck strebend variiert zu werden, diese vorwaltenden Ideen kurz zu umreißen. Ich folge Mahrholdt (vgl. E. S. 80).

I Die Schönheit der Natur: Gestirne, Nacht und Gezeiten, das Tier, die Felder und der Wein, kurz: der Erden Schöne erfreut und besänftigt „einsame Stunden des Geistes". Bildsituationen und Menschen aus dem Elis-Bereich tauchen auf. „Die Seele erfreut gerechtes Anschaun" der Erde und der Seinsmöglichkeiten auf ihr.

II Wenn aber der Mensch sich zutiefst und ganz für Gott entschieden hat, wenn er — ein „junger Novize" — Gottes „eisiges Gold trinkt", dann verfällt ihm die schöne Erde in verwüstete, schweigende Gärten, und nur das weiße Antlitz denkt er noch, das lautere Bild des Menschen, das von keinem irdischen Zwang betastet ist, befreiten Geistes und mit staunenden Augen.

III Dieses Bild aber sieht der Dichter, der Schauende, bedroht im erschütternden Untergang des Geschlechts; die Grenze und Bedingtheit des Menschlichen verweisen auf das „Gold seiner Sterne". Der „Sohn" und „das leere Haus der Väter" treffen die menschliche Situation trostloser Verlassenheit: es ist die Gefahr einer Abfallsmöglichkeit von jenem Bilde des Menschen, und zwar durchaus in überindividueller Dimension. In dieser Untergangsvision von eschatologischem Ausmaß spiegelt sich die Situation des abendländischen Geschlechts überhaupt, wie Trakl es sieht. Sie hat die Shpäre eines Klageliedes Jeremias' über den drohenden Untergang Jerusalems.

IV Hier sieht der Dichter nur einen Erlösungsweg, und zwar ist es das erhabene Schicksal Christi „unter den blauen Brauen des Vaters"; Christi Fleisch und Blut in den gesegneten Wesenheiten Brot und Wein; das Christentum im ganz konkreten Sinne, das allen Menschen Auferstehung verheißt: ob Heiligen, Aussätzigen oder Mägden, jedem Einzelnen, ihm — Trakl — selbst.

V Durch Christi Erlösungstod sinken von Helians Stirne „Schnee und Aussatz": der Erden Lust und Leid sind verblaßt, sind unwirklich

geworden. In dieser Reinheit der Seele mag Tod oder Wahnsinn über den Menschen kommen, — Wahnsinn als Verdichtung aller Qualmöglichkeiten — er darf sich ihnen ergeben, da der stille Gott die blauen Lider über ihn senkt: es sind ihm Wege zu einem heiligen Sein.

Helian ist der großgeartete Hymnus des Menschenbildes, das ein vom Tod, vom Jenseitigen gesehenes, also ein metaphysisch gerichtetes Bild genannt werden darf. Jene gesammelte Vision, die den Menschen als Karfreitagskind sah, findet hier ihre Ausdeutung und Auseinanderfaltung: Kreuzweg — Tod — Erlösung.

Schön ist der Mensch und erscheinend im Dunkel: dieses „schön" ist ein anderes als in: Schön ist der Wald, das dunkle Tier, / Der Mensch; Jäger oder Hirt, oder besser: hier wird deutlich, mit welchem Sinn der Wortleib auszufüllen ist. Schön wird hier der junge Novize genannt, des „Stirne mit braunem Laub bekränzt" ist, der die Imitatio Christi will; schön liegt also hier nicht im Bereich des rein Aesthetischen, sondern mehr in dem des Sittlich-Göttlich-Schönen: im Bereich der bona proportio. Es ist gesetzt aus der Erfassung von Welt und Mensch als erlösungsbedürftigen Kreationen Gottes. Der metaphysisch ausgerichtete Mensch nimmt sein Kreuz auf sich und folgt Christo nach; er öffnet „die kotbefleckten Gewänder weinend dem balsamischen Wind, der von rosigen Hügeln weht". Helian — wohl eine Abwandlung bewußt musikalischer Absicht von Heliand = Heiland — ist, als Inbegriff metaphysisch gerichteter Existenzmöglichkeit, das Lied vom Schicksal des christlich-abendländischen Menschen, wie Trakl es gesehen hat.

In ihm wird die Dynamik der Mensch-Werdung noch einmal in Bildformen ausgesprochen. Anhebend mit „sanfter Sonate, frohem Lachen", mit Brot, Wein und Früchten „in reinen Händen des Landmanns", erscheint der Mensch als „Fremdling", der sich „schwarzer Novemberzerstörung" bewußt wird, in welcher die Erde für ihn steht, weil er höhere Wirklichkeiten erstrebt „im Dunkel des Oelbaums" — Raum der existenzbedingenden Entscheidung für gottgerichtetes Dasein —; geht der Mensch als „bleicher Engel" durch die polare Spannung zwischen „Untergang" und „Psalmen in feurigen Mitternachtsregen" den Weg einer „Pilgerschaft" zum Ort der „Jeder", Sinnbild erlösungsbereiten Menschentums, da sie sich „unter den blauen Brauen des Vaters entfaltet". Im Spiegel des „erhabenen Schicksals" Christi — „Wenn ein eherner Engel im Hain den Menschen antritt" — geschieht diese Mensch-Werdung, diese metaphysisch orientierte Existenz, die angstlos zu sein vermag dem Tod — „dem dunkleren Ende" — gegenüber, „da der stille Gott die blauen Lider über ihn senkt". Sie steht in der gläubigen Gewißheit einer überirdischen Wirklichkeit kraft ihrer göttlichen, todlosen Seele.

Es liegt die Frage nahe: Wie verhält sich Helian zum Bilde Elis'? Ist er dessen Widerspruch oder Aufhebung? Wenn von Elis gesagt wurde, daß er in den gerechten Tagen des Paradieses lebe ohne Leid und Schuldbetroffenheit, in der Schönheit eines klassischen Maßes ebenso wie in der Sich-Bescheidung einer heiteren Demut; daß er „im Fug" sei, ein Kind Gottes in schöner Vollendung und paradiesi-

scher Tugend, — gemäß dem Vers: „O! wie gerecht sind, Elis, alle deine Tage" — also seiend und handelnd nach dem, was ihm frommt, um schön zu sein innen und außen: so bleibt in Helian die Ebene und Dimension dieses Seinsbereiches bewahrt, aber mit der entscheidenden Vertiefung, daß die „purpurne" Schönheit vor dem Schuldschmerz der Sünde als auch vor Gottes „eisigem" Golde doch verblaßt; daß er nicht ein Kind, sondern ein Knecht Gottes geworden. Helian lebt nicht gleichsam a priori in den gerechten Tagen des Paradieses, sondern in einer durch Schmerz versteinerten Hütte, umrankt von purpurnem Wein, der aber jetzt Symbol des Blutes Christi ist, wie Seines Fleisches die tönenden Bündel vergilbten Korns. Die naive Harmonie des Kindes, seine Unbefangenheit, der paradiesische Zustand der reinen Einfalt — durch die Macht der Schuldmitgift in eine exzentrische Bahn geworfen — ist zu einem Zustand der höchsten Bildung gereift: zum Bereich des Heiligen. Helian ist so die schmerzvertiefte, qualgeläuterte und erlösungsverklärte Elis-Gestalt, um so viel größer, als der heilig gewordene Knecht über der gleichsam a priori heilen Schönheit des Kindes Gottes steht.

Elis — insofern er Inbegriff einer diesseits-aktiven Existenz — und Helian — insofern er Inbegriff einer jenseits-kontemplativen Existenz ist — stufen sich aufwärts im Sinne eines Gradualismus[29]). „Bauer" und „Mönch", erdgebundnes und erdgelöstes Dasein, heben sich nicht auf; beide stehen im Dienste Gottes, beide tragen das Prädikat „gerecht". Jedoch: der geistliche Mensch steht in einer höheren Realitätsschicht, er lebt gottnäher. Zudem hat das Bild Helians mehr Gültigkeit für die menschliche Existenz, weil es aus dem Bereich der Schuld emporwächst, durch welche der Mensch von der paradiesischen Sündelosigkeit Elis' getrennt ist. — Freilich, diese Entgegensetzung ist eine bewußte Polarisierung der beiden Menschenbilder, ist ihre mögliche Umrißverschärfung. In der Dichtung Trakls fließen sie oft ineinander, wechselseitig mitschwingend und sich überschneidend. Aber das spricht nicht gegen die scheidende Umrißverschärfung, zumal der Dichter sie selbst tat, indem er dem Kinde Gottes den Namen Elis gab und Seinen Knecht Helian nannte.

Trakl ist verantwortungsvoll genug, sich die Frage der existenziellen Gültigkeit Helians vorzulegen. Hat es einen Sinn, diesem Menschenbilde nachzugehen? Ist es je einmal möglich gewesen? Gewiß sah Trakl es nicht in seiner Zeit gegenwärtig. Darum schaut er zurück, er gebraucht die Geschichte als Mittel gegen die Resignation. War jenes Menschenbild je wirklich, so entnimmt er daraus, daß das Große, das einmal da war, jedenfalls auch wieder einmal möglich sein wird. Denn was einmal vermochte, den Begriff „Mensch" weiter auszuspannen und schöner zu erfüllen, das muß auch noch vorhanden sein, um es weiter zu vermögen[30]). In solch monumentaler Betrachtungsart der Historie sieht Trakl die Geschichte des Abendlandes und in ihm sein Menschenbild als ein wirklich gelebtes. Das ist klar ausgesprochen in dem Hymnus „Abendländisches Lied" (137)[31]). In ihm werden drei große Gezeiten des Abendlandes erschaut. Der „Hirt", Bruder des Wilds, der Blume und des Quells: die vorgeschichtliche Existenz in

blühendem Mythos. Dem folgt der warme, farbige Traum des christlichen Mittelalters, in welchem Helian, die metaphysisch gerichtete Existenz, da war:

„O ihr Zeiten der Stille und goldener Herbste,
Da wir friedliche Mönche die purpurne Traube gekeltert",

Traube, die hier — über ihre Greifbarkeit hinweg — ihre symbolische Bedeutung gewinnt; eine Zeit, wo die Nachfolge Christi getan ward:

„Da in seiner Kammer der Mensch G e r e c h t e s sann,
In stummem Gebet um Gottes lebendiges Haupt rang"[32]).

Aber nicht nur im Gebet, auch in lebendiger Tat, im Wagnis der Bewährung: „O ihr Kreuzzüge und glühenden Martern / Des Fleisches ... Kriegsleute ...".

Also war das Große einmal möglich und wird es darum auch wieder sein können. Und dieses Menschenbild besteht „wirklich" trotz und gerade in der dritten, Trakl gegenwärtigen Zeitepoche des Abendlandes:

„O, die bittere Stunde des Untergangs,
Da wir ein steinernes Antlitz in schwarzen Wassern beschaun",

des Untergangs, in dessen Bitternis es nur einen Trost gibt: die gläubige Gewißheit einer Erlösung nach dem Tode:

„Aber strahlend heben die silbernen Lider die Liebenden:
E i n Geschlecht. Weihrauch strömt von rosigen Kissen
Und der süße Gesang der Auferstandenen".

Dort ist alle Zwiespältigkeit aufgehoben: Tag und Nacht, Geburt und Tod, Mann und Weib und Glanz und Grau: die Liebenden, die Auferstandenen sind e i n Geschlecht, worin die Erlösung von aller irdischen Gegensätzlichkeit zum Ausdruck kommt.

Diese Vision der Erlösung hat Friedrich Pater einmal in seiner Abhandlung „Ueber Sprache und Kunst" (Brenner VII, 1) im Sinne des Begriffs der Androgyne, deren Bedeutung für das Ideal der Romantik er hervorhebt, verstehen wollen: „Zum Vater also hat das Aesthetische die Ethik" — denn Kunst ist Erinnerung ans Paradies, dem Menschen Hilfe auf dem Wege zur eigentlichen Heimat, holde Mahnung an das Verlorene und Wiederzuerstrebende: Stütze also, nicht Ziel, — „zur Mutter aber hat es die Phantasie ... Himmlisches Wollen also und fruchtbare Einbildungskraft sind das Wesen des künstlerischen Genies ... Es liegt aber eine große Sehnsucht verborgen in allen Menschen nach jenem Zustand, an den das Genie nur eine Wiederannäherung darstellt, nämlich an jenen wahrhaft jungfräulichen Zustand der Einheit des Weiblichen und des Männlichen". Den Ausdruck dieser Sehnsucht sieht Pater als den tiefsten Sinn jener Stelle: „E i n Geschlecht!" Dagegen ist zu sagen, daß diese Auffassung etwas für sich hat, wenn man in der Abstraktion der Anschauung, im Bereich des Uebertragenen bleibt. Aber wie wenig hier Trakl ein „Ideal" vorschwebt, sondern im Gegenteil die Erlösung aus einer furchtbaren Realität in einer jenseitigen der Versöhnung alles Gegensätzlichen; wie sehr ihm als Auferstehung des Fleisches die Aufhebung des Gegensatzes der Geschlechter vor Augen gestanden hat, das dürfte

jedem klar sein, der einmal aus der Dichtung ersehen hat, aus welcher Tiefe eines Schuldig-Wissens das Antlitz ihres Menschenbildes aufsteigt. *Ein* Geschlecht ist Erlösung von allem Zwiespalt im status beatitudinis.

Man wird also sagen dürfen, daß dieses Menschenbild nicht als leere Fiktion in der Welt steht. Seine Möglichkeit kann zur Wirklichkeit werden, sofern der Wille dazu lebendig und stark genug ist. Das besagt: jene Existenz ist eine Frage geistiger Entscheidung. Sie wird in einem Mitteninne zwischen Dionysos und Christus, in der Spannungsgefahr eines „Vergessens", daß die Erde ein Weg zum Himmel ist. „In Hellbrunn" (191) spricht Trakl es aus; er sieht „Die Schatten der Kirchenfürsten, edler Frauen .... So geistlich ergrünen / Die Eichen über den *vergessenen* Pfaden der Toten", der Heiligen, in denen Helian lebendig war. In diesem Gedicht begegnet auch der Begriff für den Seinscharakter dieses Menschen: er ist ein „geistlicher", ein „religiöser" im eingangs angedeuteten Sinne; er lebt sein Dasein nicht in einem irdische Lust bejahenden Vollzug, sondern es ist eine metaphysisch gerichtete, kontemplative Existenz. Jener Begriff steht in der Dichtung an zentralen Stellen. Es liegt in ihm auch offenbar ein Verzicht auf das „Geistige" im Sinne des zerstörerisch Rationalen, des Aufklärerischen und Instinktfernen, also des Gottlosen.

Aber nicht allein in vergessenen Toten war für Trakl jenes Menschenbild wirklich; in allernächster Nähe bedrängt es den Aufgeschlossenen, „wenn dunkler Wohllaut die Seele heimsucht" (81); es erscheint dem, der die geistliche Haltung will:

„Wenn uns dürstet,
Trinken wir die weißen Wasser des Teichs,
Die Süße unserer traurigen Kindheit" (81)[33]).

Das Kind steht in einem unmittelbaren Bezug zu Gott, verdichtet in den „weißen Wassern". Ihr Trank bewirkt jene geistliche Versenkung:

„Erstorbene ruhen wir unterm Holundergebüsch,
Schaun den grauen Möven zu",

Sinnbildern eines Flugs über jene weißen Wasser, der Annäherung zu Gott also. Von hier aus verstehe ich die Verse: „Frühlingsgewölke steigen über die finstere Stadt / Die der Mönche edlere Zeiten schweigt". Die Situation des Mittelalters im Abendländischen Lied wird hier vergegenwärtigt. Es ist charakteristisch und bestätigt die Stufung der Menschenbilder von Elis zu Helian, daß Trakl hier die Zeiten der Mönche — Helians Situation also — „edlere" Zeiten nennt: sie haben mehr Nähe zu wesentlich Menschlichem, der Mönch steht in einer — gradualistisch gesehen — höheren Realitätsschicht als der Bauer.

Dieser geistliche Mensch lebt in einer Landschaft, wie sie das „Geistliche Lied" (16) zeichnet:

„Gottes blauer Odem weht ...
Ragt ein Kreuz im wilden Wein ...
Liebe segnet Brot und Wein ...
Sanft ein Hirt vom Hügel geht ...",

eine geistliche Landschaft, in welcher der Mensch geborgen ist durch die Liebe Christi, von dessen Fleisch und Blut — im konkret christlichen Verstande — sich seine Seele nährt, angstlos im göttlichen Schoß:

„Einsame froh auf stillen Pfaden gehn
Mit Gottes Kreaturen sündelos" (26).

Der Lebenswege des Einsamen vollzieht sich in einer Bewegung, die Trakl „Heimkehr" nennt, Heimkehr der Seele in ihren Urzustand der „Reinheit", wie er noch im Kinde wirklich ist (185).

„Anschaut aus blauen Augen / Kristallne Kindheit . . .".

Aus diesem Zustand der Reinheit schleudert den Menschen seine Schuldmitgift in eine exzentrische Bahn, in eine „traurige Pilgerschaft", — wie Trakl sie bezeichnet — in „Die Kühle dunkler Jahre / Schmerz und Hoffnung", Hoffnung auf einen neuen Zustand des Friedens und der Harmonie;

„Unter dunklen Fichten
Liebe, Hoffnung . . .
Blaue Kühle
Odmet das nächtige Tal,
Glaube, Hoffnung!"

Verfolgt man die innere Struktur dieser „Heimkehr", so begegnet „Hoffnung" als die treibende Kraft der Bewegung in den Zustand der Reinheit; sie ist eine Qualität, die von Ueberirdischem gespeist wird und sich auf dieses Metaphysische richtet. Ihre Begleitkräfte Schmerz — Liebe — Glaube verweisen auf die Gründe, auf denen die Hoffnung sich festigen kann: aus dem notwendigen Leiden führt die Liebe zu einer hoffnungsreichen Gläubigkeit; es sind die christlichen Kardinaltugenden. Von ihnen aus ist der Schlußvers zu verstehen: „Gegrüßt du einsamer Friedhof!" Der Tod ist Bruder und Tor für die Heimkehr in die Länder jenseitiger Erlösung. Damit schließt sich der Kreislauf des Bogens: die Seele ist wieder im Urzustande der Reinheit, befreit von den Bedingtheiten ihres Leibes. — So sieht Trakl ein Bild des Menschen, das schon die Lichtspur künftiger Erlösung aufweist; ihre Strahlkraft treibt den Menschen schon im Diesseits zu jener „völligen Umkehrung und Umwälzung seines Wesens, zu der zu führen der eigentliche Sinn des Lebens ist"[34]). Denn Trakl sieht einen „Frühling der Seele" (vgl. S. 22 dieser Arbeit).

Der Mensch im Raum Helians verzichtet auf irdisches „Glück" um der „Seligkeit" willen; er „vergißt" alle natürliche Schönheit und löst sich vom „Leiblichen", um die Seele zu retten. Darum darf man sagen, daß in seiner Daseinshaltung sich ein Triumph verbirgt, der Triumph des „Lichtes" über den „Tod" (vgl. 128). „Vergängliche Gebilde gehen unter", das Einzige aber, was erhoben ist über diese Verwesung, was den Menschen „vor den furchtbaren Pfaden des Todes" sich nicht fürchten läßt, ist seine todlose Seele. Darum erscheint sie als das eigentlich Wirkliche im menschlichen Dasein; ihrer zu pflegen, ergibt sich der Mensch einer „geistlichen Nacht", in welcher er erlöst wird und „frei" werden kann. Diese Situation nennt Trakl also „Nachtergebung" (193).

„Mönchin! schließ mich in dein Dunkel ...
. . . . . .
Kreuz ragt steil im Sterngefunkel ....
. . . . . .
Mondeswolke! Schwärzlich fallen
Wilde Früchte nachts vom Baum
Und zum Grabe wird der Raum
Und zum Traum dies Erdenwallen"[35]).

Es ist etwas von mystischer Kontemplation in diesen Versen, Sphäre einer religiösen Ekstase. Die Nacht erscheint als Mönchin, als geistlicher Raum; eine völlig andere Nacht, als die Novalis in seinen Hymnen singt. Die Mönchin-Nacht ist Auferstehung der Seele, nicht Schoß der Lebensurmächte und Stätte der Mütter des Seins im Sinne der Romantik. „Unverbrennlich steht das Kreuz / Eine Siegesfahne unseres Geschlechts": auch Novalis sieht im Kreuz ein Symbol für das Verlassen der Tageswirklichkeit, aber doch, um die Nächte „in heiliger Glut zu sterben". Das bedeutet nicht „Kreuzzüge", nicht „glühende Martern des Fleisches" für „Gottes lebendiges Haupt", sondern Wollust trunkener Brautnächte. Auch in Trakls Nachtergebung heißt es: Kreuz ragt steil im Sterngefunkel, aber es bedeutet hier doch etwas ganz Anderes. Hier ist Kreuz eindeutig Symbol des Todes um des „süßen Gesangs der Auferstandenen" willen; Kreuz, in dessen Zeichen alle Wollust des Leibes abfällt, wie wilde Früchte schwärzlich fallen. „Und zum Grabe wird der Raum / Und zum Traum dies Erdenwallen": das ist eindeutig metaphysische Sicht des Lebens, die keine irdische Wirklichkeit als letztlich seinsvoll anerkennt, sondern nur als „Traum" sieht, als einen Grabesraum, so daß erst im Tode das eigentliche Leben wahr wird und das Erwachen zum Sein statt hat. Darum wird die Daseinsspanne des Menschen im Diesseits als ein Erdenwallen begriffen, das zu einem Ort der Gnade führt. Das Sterngefunkel als Gnadenlicht Gottes und als Verheißung eines Erlöstseins vom traumhaften Erdenwallen macht d e n Bereich innerhalb des Lebens aus, nach dem der Mensch sich auszurichten hat. Weil es aber nur mit den Augen der Seele wahrgenommen werden kann, muß diese der im Grunde wesenhaft seinsvolle Teil im Menschen sein. In ihrem Primat erst erfüllt sich die g e r e c h t e Rangordnung der Werte. Ihre Heilheit, jener Zustand der Reinheit, ist das Ziel der Lebensbewegung, ist zugleich Kriterium und Maßstab für die nicht-seelischen Wesenheiten. Von ihr aus ist ein Urteil über Leben und Mensch möglich, sofern es die Dinge richtig, also seinsmäßig treffen will. So heißt es im „Frühling" dieser Seele:

„Dunkler umfließen die Wasser die schönen Spiele der Fische.
Stunde der Trauer, schweigender Anblick der Sonne;
Es ist die Seele ein Fremdes auf Erden. Geistlich dämmert
Bläue über dem verhauenen Wald und es läutet
Lange eine dunkle Glocke im Dorf; friedlich Geleit.
Stille blüht die Myrte an den weißen Lidern des Toten" (148).

Gewässer, Getier und Gestirne, Wald und Dorf und Blume, das Umher des Menschen, kurz: Welt erfährt ihre Beurteilung — Stunde der

Trauer! — einzig von dieser Gewißheit: Es ist die Seele ein Fremdes auf Erden. Diese Erkenntnis setzt jene existenziell christliche Entscheidung voraus, daß nicht die Erde Stätte des Menschen und also das Sein schon heilig genug, sondern daß auf die Erde als Heimat zu verzichten sei, und daß sie nur Weg zu einem heiligen Sein bedeute, denn es wird in dieser Entscheidung schon auf das Problem des Leidens ankommen, wie es im Willen zur Macht von Nietzsche gestellt ist: ob für die Erde oder für den Himmel (vgl. S. 39, 46, 48, 51 dieser Arbeit und das häufige Bild vom Menschen bei Trakl als einem „Fremdling"). Bei Trakl also steht das Bild des Menschen in der letzteren Möglichkeit; er entscheidet die „geistliche Bläue" für die Wohnung des Menschen, über dem stille die Myrte blüht, die Blume der hochzeitlichen Reinheit.

Der scheinbare Widersinn dieses Bildes ist bemerkenswert: Die Myrte über den weißen Lidern des Toten: Hochzeitssymbol und Tod? Die Paradoxie löst sich wohl dahin, daß in der Erkenntnis der Erdfremdheit der Seele ein Zwiefaches erscheint: die Erde gilt als „Grab", sie wird als „unwirklich" begriffen, deshalb der Tote; dafür gilt die Seele „wirklich", in jener Erkenntnis ist ihr Frühling da, ihre Hoch-Zeit, und darum die Myrte.

Es ist das Merkwürdige: wenn der Mensch einmal die Position des „mönchischen" Geistes gewonnen hat und sein Dasein als Erdenwallen sieht, so vollzieht sich eine eigenartige Rückwendung zur Schönheit der Natur und Erde, eine Rückwendung von besonderer Innigkeit trotz oder gerade wegen der Befreiung aus ihren „schönen Spielen". Weil sie ihm nichts mehr anhaben können, nichts mehr von wirklicher Bedrohung für ihn bedeuten, darf er mit ihnen vertraut tun, als seien sie besänftigte Tiere. So steht jener geistliche Mensch in einer „Sommersneige" (169).

„Der grüne Sommer ist so leise Geworden ....
Vergebliche Hoffnung des Lebens ....
. . . . . .
Stille der Dörfer; es tönen rings
Die verlassenen Wälder. Herz,
Neige dich nun l i e b e n d e r
Ueber die ruhige Schläferin ....
..... und es läutet der Schritt
Des Fremdlings durch die silberne Nacht.
Gedächte ein blaues Wild seines Pfads,
Des Wohllauts seiner geistlichen Jahre!"

Blumen, Amsel, Wild und Wald, sie sind dem Fremdling in ihrer leisen Stille lieb geworden. Weil vergebliche Hoffnung des Lebens, weil „schon winkt zur Sternenreise die Nacht", darf er innig vertraut sagen: Herz, neige dich nun liebender über die ruhige Schläferin, den Sommer oder die Erde, wie man will[36]). Liebender, denn sie ist für ihn eine ruhige geworden und ohne Bedrängnis. Der Mensch fühlt nicht mehr ihre betörende Versuchung, denn er ist voll des Wohllauts seiner geistlichen Jahre. Ja, er sehnt sich danach, daß ein blaues Wild seines Pfads gedächte, d. h. er sucht nun l i e b e n d e r die Kreatur[37]). Denn erst der geistliche Mensch hat das rechte, weil der Ordnung des Seins

gemäße Verhältnis zu Natur und Erde gewonnen. Er allein sieht die Welt als Welt des Schönen im richtigen Licht; er beschaut sie kraft seines höheren geistlichen Orts in der heiter gelösten Stille der Sommersneige. In dieser „Neige" ist das Wesen seiner selbst zum Bild geworden: „Schon rüstet zur Reise sich die Schwalbe ... Und die Sonne versinkt am Hügel": Symbole der Verwandlung und Heimkehr und des Fluges in „hellere Geschicke". Diese Sommersneige bewegt sich zum „Herbst des Einsamen" (121).

„Der dunkle Herbst kehrt ein voll Frucht und Fülle,
Vergilbter Glanz in schönen Sommertagen.
Ein reines Blau tritt aus verfallener Hülle;
Der Flug der Vögel tönt von alten Sagen.
Gekeltert ist der Wein, die milde Stille
Erfüllt von leiser Antwort dunkler Fragen.
. . . . . .
In kühle Stuben kehrt ein still Bescheiden
Und Engel treten leise aus den blauen
Augen der Liebenden, die sanfter leiden".

Antwort findet der Fragende, denn „bald nisten Sterne in des Müden Brauen"; Sternenglaube als Antwort auf die dunkle Frage nach dem Sinn des Lebens: metaphysische Daseinsdeutung. Darum kehrt in kühle Stuben ein still Bescheiden; dieses Sich-Bescheiden ruht auf dem Grunde jener Entscheidung für den christlichen Sinn des Leidens; weil es den Weg zu einem heiligen Sein mitbereitet, bedingt es die Möglichkeit des still Bescheidens, einer demütigen Annahmewilligkeit und Bereitschaft für das Schicksal, in das Gott menschliches Leben gefügt hat. Still Bescheiden ist also nicht Amor fati, sondern Amor Dei — Diese Haltung nennt Trakl auch „männliche Schwermut", wie sie in „Anif" erscheint (132).

„Erinnerung: Möven, gleitend über den dunklen Himmel
Männlicher Schwermut ...."

Eine Schwermut, die wiederum das rechte Verhältnis zu den Dingen der Erde inne hat: „Stille wohnst du im Schatten der herbstlichen Esche, / Versunken in des Hügels gerechtes Maß... Tönende Liebe; friedlich begegnet das dunkle Wild, / Ein rosiger Mensch."

In der Haltung des Amor Dei findet der Mensch die innere Schönheit aller Kreation, weil sie für ihn da ist als Verweisung auf den Schöpfer, — des Hügels gerechtes Maß — von dessen Werk es heißt: „Siehe da! Es war sehr gut". (1. Moses I, 31)[38]. In dieser Haltung ist der „Zustand der mehr oder weniger vollendeten Bildung" erreicht, in welche die exzentrische Bahn zurückführt: die menschlichen Bedürfnisse und Kräfte stimmen gegenseitig zusammen, und zwar bei Trakl nicht „durch die Organisation allein, die wir uns selbst zu geben imstande sind", sondern durch Mithilfe übermenschlicher Wirklichkeiten. Diese neue Einigkeit in sich selbst erscheint bei Trakl als still Bescheiden oder als männliche Schwermut: eine starke Gefaßtheit gegenüber den Wirklichkeiten menschlichen Schicksals. Denn jetzt geht „über des Mondenen Schritt" die herbe, aber sich selbst bejahende Erkenntnis auf:

„Groß ist die Schuld des Geborenen".

Es sei hier an die Sätze in „Geburt" erinnert, wo ein Bleiches in dumpfer Stube erwacht und sein Bild der gefallene Engel seufzend erblickt; Sätze, von denen gesagt war, daß sie nicht Deutung noch Erklärung seien, sondern Wahrnehmung und dumpfe Schrecknis, die stumm den Sturz als Sturz stehen läßt und als Schrei den Wehschrei der Gebärenden: der Abgrund menschlicher Schuldverhaftetheit ist wahrgenommen, aber nicht erklärend bejaht. In „Anif" jedoch, wo die „Stirne trunken ist von bläulicher Witterung" und begreift: „O, ihr Zeichen und Sterne... Da die Seele kühlere Blüten träumt": hier hellt sich jene dumpfe Schrecknis auf und stellt sich — gleichsam a posteriori — in die Urschuld und Erbsünde, weil sie begriffen und Allem auf den Grund geschaut hat. Durch die Schuldbejahung geht man zu Gott: das ist die Erkenntnis in „Anif", die Entscheidung aus dem Geiste der Demut, die im Grunde allein dem Menschen frommt. Hier finden der Gebärenden Wehschrei und der gefallene Engel ihre rückschauende Erklärung, denn: Was mußte der Mensch erleiden, auf daß er die Gottesknechtschaft Helians erwürbe!

Hierher gehört wohl auch jenes ebenso geheimnisvolle wie tiefste Horizonte ahnen lassende Wort Trakls: „... Gefühl in den Augenblicken totenähnlichen Seins: Alle Menschen sind der Liebe wert. Erwachend fühlst du die Bitternis der Welt; d a r i n ist alle deine ungelöste Schuld; dein Gedicht eine unvollkommene Sühne"[39]).

Eine wunderbare Eröffnung über das Wesen seines Dichtens: es ist Sühne. Die Schuld des Einzelmenschen ist ein Teil der Gesamtweltbitternis, ist Mitschuld. Man bemerkt: dieses Wort ist wiederum eine Aufhellung jener ersten dumpfen Schrecknis. „Erwachend" stellt sich der Mensch in seine ungelöste Schuld; dieses Wort umreißt das Sein, was und wie es — für eine erlöste Sehweise, die christliche, — ist: als ein schuldhaftes, aber zu sühnen mögliches.

Die Schuld des Geborenen: daraus spricht wiederum auch die Erlösungsbedürftigkeit des Menschen, das tiefe Erlebnis der schlechthinnigen Abhängigkeit von Gott. Es ist die Seele ein Fremdes auf Erden, weil sie Gottes ist und nur durch schwere Schuldenlast zur Erde gezogen werden konnte. Ihr Weg ist damit notwendig vorgezeichnet: Loslösung von dieser Last, um in Gott sich zurückzuschwingen. Und diesen Weg bezeichnet in unerhört gefaßter Klarheit das Gedicht „Herbstseele" (122):

„Jägerruf und Blutgebell;
Hinter Kreuz und braunem Hügel
Blindet sacht der Weiherspiegel,
Schreit der Habicht hart und hell.

. . . . . .

Bald entgleitet Fisch und Wild.
Blaue Seele, dunkles Wandern
Schied uns bald von Lieben, Andern.
Abend wechselt Sinn und Bild.

Rechten Lebens Brot und Wein,
Gott in deine milden Hände
Legt der Mensch das dunkle Ende,
Alle Schuld und rote Pein".

Weil die Seele „blau" ist, also die Bewegungskräfte in sich trägt, welche eine metaphysisch gerichtete Existenz ermöglichen, darum hebt des Menschen dunkles Wandern an. Er hat Vater und Mutter und Alle um Seinetwillen zu verlassen, um das ewige Leben zu gewinnen. Das besagt zugleich: jeder Mensch, sofern er sich ganz austragen und also er selber werden will, ist notwendig ein Einsamer. Im Letzten gibt es keinen Weggenossen, denn „die Linien des Lebens sind verschieden". Wer die breite, bequeme Heerstraße wählt, dessen Seele verblaßt, wird grau und uneigentlich; er „west" nicht, ist nicht „wirklich" da, kein Mensch, sondern nur „Menschenaggregat", wie Nietzsche sagt. Die Existenzform des wesentlichen Menschen ist notwendig Einsamkeit. Sie bedeutet nicht Flucht und Abgerücktheit von den Mitmenschen, vielleicht gar Stolz oder Haß, sondern das Geheimnis der Einmaligkeit, der Individualität; Einsamkeit bedeutet Selbst-Sein. Es ist jene beata solitudo, welche die sola beatitudo ausmacht und verwirklicht.

Wenn so der Einsame am Abend des Lebens rückschaut auf den Weg seiner Jahre, geht ihm der Sinn des Leidens wie der Freude auf. Er erkennt die Seinswidrigkeit einer nur „diesseitig" orientierten Existenz. Abend wechselt Sinn und Bild, denn nun weiß der Mensch die Wahrheit und das Sein gefunden: Rechten Lebens Brot und Wein, Sinnbilder des Erlösungstodes Christi; denn er glaubt, daß Christus wirklich der Weg ist, die Wahrheit und das Leben. In Gottes milde Hände legt der Gläubige all seine Schuld und rote Pein: menschliches Dasein ist notwendig schuldverhaftet, zugleich aber erlösungsfähig.

„Denn strahlender immer erwacht aus schwarzen Minuten des [Wahnsinns
Der Duldende an versteinerter Schwelle
Und es umfängt ihn gewaltig die kühle Bläue und die
leuchtende Neige des Herbstes,
Das stille Haus und die Sagen des Waldes,
Maß und Gesetz und die mondenen Pfade der Abgeschiedenen" (178).

In diesen hymnischen Versen liegt der stärkste Ausdruck dafür, daß der Himmel schon in diese Welt eingebrochen ist und der Duldende das Zeichen Gottes trägt. Die schwarzen Minuten des Wahnsinns bedeuten „das schnellste Tier, das zur Vollkommenheit trägt", nämlich das Leiden. In der kühlen Bläue solcher Leidenswilligkeit und des Erwachens zur Existenz des Bescheidens führt der Weg zu den Mitmenschen zurück. Dunkles Wandern schied ihn von seinen Lieben und Nächsten; jetzt, da er als „geistlicher" und „Dulder" Mensch geworden ist, darf er sich ihnen wieder zuwenden, sie verwischen seinen Weg nicht mehr:

„Liebend auch umfängt das Schweigen im Zimmer die Schatten
der Alten,
Die purpurnen Martern, Klage eines großen Geschlechts,
Das fromm nun hingeht im einsamen Enkel".

Das duldende Erwachen zur christlichen Existenz erscheint bei Trakl in verschiedenen Weisen: als still Bescheiden; als geistlicher Wohllaut, als männliche Schwermut u. a. Vom Verhältnis zur Erde aus gesehen bezeichnet Trakl jenen Menschen als „Abgeschiedenen". Das bedeutet keine stumpfe Apathie und Erstarrung, sondern es ist die Situation des asketischen, reinen Geistes; es bedeutet einen Zustand der höchsten Bildung im Sinne Hölderlins, denn es heißt im „Gesang des Abgeschiedenen" (177):

„Voll Harmonien ist der Flug der Vögel....
Dunkles besänftigt das Plätschern des Bachs...
Und die Blumen des Sommers, die schön im Winde läuten...".

Von dieser auch die schöne Erde mitumfassenden Daseinsschau aus löst Trakl das Problem der Gemeinschaft; denn die Einsamkeit seines Menschen schließt sie nicht aus. Der zur höchsten Individualität Gekommene findet zum Mitmenschen zurück; gerade in jener ist Gemeinschaft möglich.

„Und es leuchtet ein Lämpchen, das Gute, im Herzen
Und der Frieden des Mahls; denn geheiligt ist Brot und Wein
Von Gottes Händen, und es schaut aus nächtigen Augen
Stille dich der Bruder an, daß er ruhe von dorniger Wanderschaft.
O das Wohnen in der beseelten Bläue der Nacht".

Wahre und tiefste Genossenschaft gibt es im Frieden des Mahls, des Brot und Wein von den Händen Gottes geheiligt sind, und das mit dem Licht des Guten im Herzen genossen wird, also möglich nur in religiöser Gemeinschaft. In der Agape, im Liebesmahl, gibt es Ruhe von dorniger Wanderschaft und Wohnen in beseelter Bläue; in ihm gibt es einen Mitmenschen, einen Mitdulder, einen Bruder. Es deutet sich hier Aehnliches an wie in den Gesängen Hölderlins, wenn er vom Dichter sagt, daß es ihm gebühre, unter Gottes Gewittern zu stehn entblößten Hauptes und dem Volk ins Lied gehüllt die himmlische Gabe zu reichen[40]).

Daß für sein Bild des Menschen das Religiöse eigentliche Wirklichkeit und Heimat ist — und damit auch eigentliche Gemeinschaft unter den Menschen stiftend — sagt Trakl in dem gereiften, schlichten „Ein Winterabend" (124).

„Wenn der Schnee ans Fenster fällt,
Lang die Abendglocke läutet,
Vielen ist der Tisch bereitet
Und das Haus ist wohlbestellt.

Mancher auf der Wanderschaft
Kommt ans Tor auf dunklen Pfaden.
Golden blüht der Baum der Gnaden
Aus der Erde kühlem Saft.

Wanderer tritt still herein;
Schmerz versteinerte die Schwelle.
Da erglänzt in reiner Helle
Auf dem Tische Brot und Wein".

Schmerz versteinerte die Schwelle: Brot und Wein Gottes öffnen sich nur dem, der ihre Schwelle selbst erst baut, und zwar duldend, im Schmerz[41]). Hier ist des Menschenbildes große, metaphysische Lebensmelodie: dunkle Pfade wandert der Mensch, bis ihn die Gnade „hell" macht und ihn den Sinn des Schmerzes verstehen läßt, verstehen eben von einer jenseitig orientierten Position aus:

„Demutsvoll beugt sich dem Schmerz der Geduldige
Tönend von Wohllaut und weichem Wahnsinn.
Siehe! Es dämmert schon" (53).

Männliche Gelassenheit vor dem Schicksal, vor dem „Zu Ende glüht ein goldener Tag", wo „ein Gutes und Böses" bereitet ist. Hier befindet sich der Mensch in der inneren Ausgeglichenheit mit sich und mit der Welt, in der Haltung der „Sanftmut". Sanftmut bedeutet hier aber nicht kraftlose Weichheit, sondern sie ist die in sich feste Gesichertheit, die aus der Entscheidung für eine das Diesseits transzendierende Existenz erwächst; Sanftmut ist eine Qualität der „einsamen Seele", die sich demutsvoll vor ihrem schmerzlichen Schicksal beugt. Trakl bezeichnet das auch als Verhalten der „großen Seele":

„O Schmerz, du flammendes Anschaun / Der großen Seele" (183).

Der innere Zusammenhang von Sanftmut und großer Seele in der Verbindung mit der Gegebenheit des Schmerzes, den sie anschaut und annimmt, spiegelt sich im Wort Christi — der „größten Seele" —: „Mitis sum et humilis corde". Im Spiegel Seiner göttlichen Sanftmut versteht sich auch der Zusammenhang mit einer der wesentlichsten Qualitäten des Menschenbildes bei Trakl: Sanftmut bedingt eine bestimmte Kraft, mit der menschliche Gemeinschaft zu stiften möglich wird; eine Kraft auch, in der individuelle Existenz zu gültigster Tiefe erfüllt wird: es ist die Verhaltungsweise des Mitleidens:

„Wieder kehrt die Nacht und klagt ein Sterbliches
Und es ein anderes leidet mit" (53)[42]).

Die abgegriffene und hohle Vieldeutigkeit von Begriffen wie Eros, Liebe und Mitleid darf nicht das Mitleiden des Traklschen Menschenbildes verflacht erscheinen lassen. Es ist nicht jenes Bedauern, das man so zur Verfügung hat; es liegt nicht in der Oberfläche des Sprichworts: Geteiltes Leid ist halbes Leid. Das Mitleiden des Traklschen Menschen geschieht in völlig anderer Dimension, weil es — in der christlichen Existenz — im Opfertod des Menschensohnes sich spiegelt, den Er für alle Menschen starb. Es gibt in der christlichen Welterfassung eine Solidarität der Schuld, in die der Mensch auf dem Grunde der Erbsünde hineingeboren wird: Groß ist die Schuld d e s Geborenen! Alle Menschen sind kraft ihres Anfangs miteinander schuldverhaftet. Wenn der Staretz Sossima bei Dostojewsky sagt, daß man sich schuldiger fühlen müsse als die Anderen, ja daß man für andere Menschen mit zu leiden habe, — wolle man in Wahrheit Christ sein — so liegt diese Erkenntnis ganz im Bereich dessen, zu dem auch das Traklsche Mitleiden sich bekennt. „Und es leidet ein anderes mit" bedeutet also: leidet f ü r ein anderes mit. Diese Solidarität der Sühne gründet zutiefst auf jener Mahnung: Liebe deinen Nächsten mehr als dich selbst! Das Mitleiden für die Anderen ist von existenziel-

ler Erschütterung und umfaßt wirklich das ganze Dasein in seinem Vollzug:

„Schaudernd unter herbstlichen Sternen
Neigt sich jährlich tiefer das Haupt" (53).

Man hat die Verse dieses Gedichts — „In ein altes Stammbuch" — mit dem Schicksalslied Hyperions in Beziehung gebracht: „Doch uns ist gegeben / Auf keiner Stätte zu ruhn / Es schwinden, es fallen / Die leidenden Menschen / Blindlings von einer / Stunde zur andern / Wie Wasser von Klippe / Zu Klippe geworfen / Jahrlang ins Ungewisse hinab": ein tragischer Sinn des Leidens also. Vielleicht liegt eine Aehnlichkeit im Ton beider Gedichte; aber hier — bei Trakl — sehe ich, weil das Problem des Leidens im christlichen Sinne gelöst ist, eine Gefaßtheit und ein Verstehen dessen, warum es uns gegeben, auf keiner Stätte zu ruhn. Tönend von Wohllaut beugt sich der Geduldige, demutsvoll, wissend das Ungewisse.

Die Darstellung dieser Dichtungsphase nähert sich ihrem Abschluß. Sie versuchte, das Bild des metaphysischen Menschen in seiner Bewegung zur christlichen Existenz Zug um Zug aufzuhellen. In einer abrundenden Verdichtung mag diese Dynamik noch einmal vor Augen gestellt werden.

„Wie scheint doch alles Werdende so krank!
Ein Fieberhauch um einen Weiler kreist;
Doch aus Gezweigen winkt ein sanfter Geist
Und öffnet das Gemüte weit und bang" (24).

Zeugung und Geburt sind mit rätselhafter Schuld begabt. Dasein steht immer in der Möglichkeit, unwirklich, „krank" zu werden; es ist die Spannung zwischen „Sein und Schein", aus der heraus Existenz wird. Sein erfährt man im Wink des sanften Geistes, des Mysteriums und Namenlosen, des Uebermenschlichen, in das menschliches Dasein hineinreicht und in das jenes Namenlose menschliches Dasein hineinzieht: „... und öffnet das Gemüte weit und bang". Nicht rationale Analyse erfährt jene Nähe zum Sein, sondern die tiefere Geistkraft des Gemütes, Ahnung also und anschauende Gläubigkeit. Jedoch der „Schein" rückt die Gefahr des Nichts, der „Krankheit", immer in nächste Nähe, wie Hyperion sie erfuhr: „O ihr Armen, ... die ihr auch so durch und durch ergriffen seid vom Nichts, das über uns waltet, so gründlich einseht, daß wir geboren werden für Nichts, daß wir lieben ein Nichts, glauben an Nichts, uns abarbeiten für Nichts, um mählich überzugehen in Nichts ... Not und Angst und Nacht sind eure Herren" (Hyperion, S. 469—71).

Ist dies der Mensch? dies wirklich seine „Existenz"? Das Wehen des sanften Geistes verweist das ihm geöffnete Gemüt auf eine andere Daseinserfassung:

„So schmerzlich gut und wahrhaft ist, was lebt;
Und leise rührt dich an ein alter Stein:
Wahrlich! Ich werde immer bei Euch sein!
O Mund! der durch die Silberweide bebt" (24).

Das ist die Antwort einer demutsvollen Gläubigkeit auf die Frage nach dem Wesen der Welt und des Menschen und nach ihrem Sinn. L. Ficker schreibt mir dazu: „Bitte, lesen Sie hier noch einmal Vers für Vers die Strophe: ‚So schmerzlich gut . . . ‘, und Sie werden das Bild des Menschen, wie es Trakl im bildgewordenen Wort des Menschensohnes vorschwebte, im Spiegel seiner eigenen Erlösungsbedürftigkeit vor Augen haben“. Man darf sagen, daß in diesen vier Zeilen Trakls Menschenbild sich verhüllt und seine Weltbegegnung überhaupt. So schmerzlich, gut und wahrhaft ist, was lebt: aber nicht etwa gut, weil es nun einmal da ist; es ist der Mensch nicht wahrhaft da, weil die Tatsache seines Daseins nun einmal besteht. Denn dieses „Dasein“ würde vernichtigt im Zeichen des Grabsteins und in ihm seine Sinnlosigkeit offenbar. Es ist so, daß Leben und Mensch sich für Trakl nicht erfassen und begreifen lassen aus dem bloßen Dasein, von ihrer greifbaren Tatsächlichkeit her. Daß alles, was lebt, so schmerzlich, gut und wahrhaft ist, das wird einzig von überirdischen Bereichen her begriffen: der Mensch ist „existent“ in dem Bezug zum Metaphysischen. Ein Göttliches trägt er in sich, das ihn wesentlich macht und ihm die gläubige Gewißheit der Nähe zum Sein bringt. Das Sein aber ist für den christlichen Menschen das göttliche Sein schlechthin, das von sich sagt: Wahrlich! Ich werde immer bei Euch sein! So hat es einen Sinn, schmerzlich zu sein und zu leiden, denn darin erfüllt sich die Erlösung und Gotteinswerdung: es sind Wege zu einem heiligen Sein. „Wenn Gott nicht ist, dann bleibt als einziger Garant des Geistes und des geistigen Lebens“ — wie des Seins überhaupt — „nur der Mensch: natürlich und notwendig ein Zustand grenzenloser Angst“[43]), ein Zustand, durch welchen Trakl den Menschen hindurchgehen und welchen er im Bilde seines metaphysischen Menschen schlechterdings und endgültig durch Christi Gnade notwendig, d. h. jene Angstnot wendend überwinden läßt.

Diese metaphysisch ausgerichtete Existenz des Traklschen Menschenbildes sprechen die Verse in „Untergang“ (94) aus, deren letzte als Motto über dieser Arbeit stehen, — Untergang im angedeuteten Sinne des „Abgeschiedenen“, als Bereitschaft zum Tode also.

„Ueber den weißen Weiher
Sind die wilden Vögel fortgezogen.
Am Abend weht von unseren Sternen ein eisiger Wind.

Ueber unsere Gräber
Beugt sich die zerbrochene Stirne der Nacht.
Unter Eichen schaukeln wir auf silbernem Kahn.

Immer klingen die weißen Mauern der Stadt.
Unter Dornenbogen
O mein Bruder klimmen wir blinde Zeiger gen Mitternacht“.

Es ist das Karfreitagskind, das an seine „Sterne“ glaubt; vita mutatur, non tollitur: das Leben wird nicht genommen, es wandelt sich nur die Gestalt; Leben ist Sein zum Tode; blinde Zeiger, weil der Mensch in Gottes milde Hände alle Schuld und rote Pein legt; Mitte der Nacht, zu welcher Stunde Christus, der Menschensohn, geboren ward, in dessen Schatten der Mensch voll Bereitschaft zum dunkleren

Ende, zum Tod, sein darf, da der stille Gott die blauen Lider über ihn senkt (88).

Wir klimmen, hier und jetzt, mit unseren Brüdern, den Mitmenschen, immer unter Dornenbogen.

Es ist das metaphysisch gerichtete Bild des Menschen, das Trakl im Bilde seines Helian zu „gerechtem Anschaun" uns hinterließ.

Schluß.

Das Bild des Menschen bei Trakl in seinem Bezug zu Zeit und Kultur.

Der Umriß des Menschenbildes bei Trakl in Helian, der im Aufstieg zu seiner Existenz die stufenweise Bewegung auch der ersten Seinsmöglichkeiten — wie sie in der Dichtung begegnen — potenziell mitumfaßt, weil er sie überwindet und erfüllt, dieser Umriß wäre gewonnen und somit die engere Fragestellung der Arbeit gelöst. Aber sie hat auch noch eine weitere Dimension, nämlich die der „Zeit" und „Kultur". Es macht die Größe eines Dichters aus, daß er dem Bilde des Lebens als einem Ganzen sich gegenüber stellt, um es als Ganzes zu deuten[1]). Er steht in der Zeit als einem Raum der Wirklichkeit und der Geschichte. Sein Verhältnis zu ihr kann ein verschiedenes sein: für oder gegen die Zeit; sein Bild des Menschen kann sie spiegeln oder sie zu überwinden versuchen. In beiden Möglichkeiten sehnt sich der Dichter nach einer Versöhnung von Erkennen und Sein; er will, daß sein Bild des Menschen gelebt werde. Denn er sieht in der Kultur etwas Anderes als Dekoration des Lebens, vielmehr begreift er sie als Einhelligkeit zwischen Denken, Wollen und Leben.

Trakl hat sein Bild des Menschen in diese weitere Dimension seiner Zeit und Kultur hineingesehen. Die Darstellung des Verhältnisses zu seiner geschichtlichen Gegenwart gehört durchaus mit in den Rahmen dieser Arbeit, weil in ihr sich die Gültigkeit des Bildes zu erweisen hat, wie der Dichter sie sah. Elis-Helian, bislang in einer objektiven Sphäre der θεωρια dargestellt, tritt also nunmehr in Bezug zum Konkret-Geschichtlichen. Wenn es richtig ist, daß sich in ihm die Situation des abendländisch-christlichen Menschen verdichtet, — welche Situation jener Vers im Abendländischen Lied ausspricht: „O die bittere Stunde des Untergangs" — so ist das Verhältnis zu seiner Zeit damit klar genug umrissen: das Bild des Menschen in Elis-Helian hat den Sinn, gegen die Zeit und dadurch auf die Zeit und zugunsten einer kommenden Zeit zu wirken.

Trakl hat diese Aufgabe gesehen und bekannt: „Du ein grünes Metall und innen ein feuriges Gesicht, das hingehen will und singen vom Beinerhügel finstere Zeiten und den flammenden Sturz des Engels" (129). Trakls Werk erfüllt sich als prophetische Vision: in jenem Selbstbekenntnis stellt er sich die Aufgabe eines Jeremias, der den

Untergang Jerusalems als Strafe für den Abfall des Volkes von Gott vorausgesehen hat.

Das Gedicht „An die Verstummten" (131) spricht den Sinn des unzeitgemäßen Menschenbildes klar und eindeutig aus:

„O der Wahnsinn der großen Stadt...
Rasend peitscht Gottes Zorn die Stirne des Besessenen...
O, das gräßliche Lachen des Golds...".

Es bedarf einer Neusetzung der Werte und einer neuen Gläubigkeit:

„Aber stille blutet in dunkler Höhle stummere Menschheit,
Fügt aus harten Metallen das erlösende Haupt":

es ist das Bild des Menschen, wie es in Helian begegnete. Das Unzeitgemäße seiner Existenzialität ist die Situation des Christlichen, wie Trakl sie in seiner Gegenwart sah: die Menschheit ist vom Bilde Christi abgefallen: „Windesstille der Seele" (140). Die Verneinung dieses Abfalls kommt aus dem Glauben an die Gültigkeit der christlichen Welterfassung; deshalb empfindet er den Sinn jenes Urteils von der bitteren Stunde des Untergangs und der Vision finsterer Zeiten als einen metaphysischen, aus Gesetzen eines anderen und höheren Lebens erklärbaren und im tiefsten Verstande bejahenden Sinn (Nietzsche: U. B. II, a. O. 276).

„Ihr großen Städte!...
Gewaltig ängstet
schaurige Abendröte
im Sturmgewölk.
Ihr sterbenden Völker!
Bleiche Woge
zerschellend am Strande der Nacht,
fallende Sterne ....". (Abendland 171—173).

Das ist Prophetie von abendländischer Dimension und Verantwortung. Jene schaurige Abendröte verdichtet den drohenden Untergang, der als eine Strafe Gottes begriffen wird, als „glühende Schwermut / Eines zürnenden Gottes" (183). Eine Besonderheit seines Menschenbildes, — wie oben dargestellt, — macht das Bewußtsein der großen menschlichen Schuld schlechthin auch das eigentümliche Gesicht der Traklschen Prophetie aus und die Mündigkeit seines ergriffenen Sehertums. Trakl hat die Erschütterung des Weltkrieges schon voraus gespürt und in ihm eine eschatologische Prüfungsstunde geahnt:

„Da springen die schwarzen Pferde / Auf nebliger Weide.
Ihr Soldaten! / Vom Hügel, wo sterbend die Sonne rollt,
Stürzt das lachende Blut — ..." (184).

Im großgearteten Bild der sterbenden Sonne konzentriert sich die ganze Gefahr einer Vernichtung des menschlich Gültigen. In der Vorahnung dieses Krieges steht vor dem Dichter die Erinnerung an heilige Kriege und heilige Tode, — vielleicht im Sinne des Abendländischen Liedes: „O ihr Kreuzzüge und glühenden Martern / Des Fleisches..." — wie es eben diese Verse bedeuten:

„Mit toten Heldengestalten
Erfüllst du Mond
Die schweigenden Wälder ...
Den Schatten berühmter Zeiten" (186).

Im heldischen Glanz ihres Todes „erstrahlt es so bläulich gegen die Stadt hin / Wo kalt und böse / Ein verwesend Geschlecht wohnt". Wird die drohende Stunde des Weltkrieges eine Stunde des Untergangs sein oder des Anbruchs?

„Unendliche Qual,
Daß du Gott erjagtest
Sanfter Geist ..." (187),

denn je höher das Bild des Menschen gerückt ist, umso qualvoller der Abstand von ihm und umso größer die Möglichkeit eines Abfalls[2]). Trakl hat diese Gefahr für sein Menschenbild gespürt:

Wenn „Golden lodern die Feuer
Der Völker rings.
Ueber schwärzliche Klippen
Stürzt todestrunken
Die erglühende Windsbraut ...
Und es dröhnt
Gewaltig die Glocke im Tal":

so „Stürmt der Himmel
Ein versteinertes Haupt" (187).

Schwer deutbar, wird man in diesem Bilde wohl die Forderung einer Abkehr der Menschen von „Flammen, Flüchen und den dunklen Spielen der Wollust" sehen dürfen, Abkehr und zugleich Verweisung auf den Himmel. Denn Trakl vergleicht den Krieg — „des Volkes finstrer Zorn" — mit den „wilden O r g e l n des Wintersturms" und einer „purpurnen Woge entlaubter S t e r n e" (199): es ist eben die ungeheure Bedrohung des Menschenbildes im abgründigen Aufruhr des Weltkrieges, den Trakl mitgekämpft und in dem jenes sich zu bewähren hat[3]). Diese eschatologische Situation verdichtet sich in einer Vision, die Trakl bedeutsamerweise „Menschheit" überschrieben hat (69).

. . . . . .

„Ein Trommelwirbel, dunkler Krieger Stirnen,
Schritte durch Blutnebel; schwarzes Eisen schellt;
Verzweiflung, Nacht in traurigen Gehirnen:
Hier Evas Schatten, Jagd und rotes Geld".

Und wenn Trakl auch die bange, furchtbare Spannung erfährt: „Des Menschen goldenes Bildnis / Verschlänge die eisige Woge / Der Ewigkeit. An schaurigen Riffen / Zerschellt der purpurne Leib" (200): so wird diese „Klage" doch überwunden in der Zuversicht des Glaubens an die Gültigkeit der metaphysisch gerichteten, konkret christlichen Existenz:

„Gewölk, das Licht durchbricht, das Abendmahl.
Es wohnt in Brot und Wein ein sanftes Schweigen.
Und jene sind versammelt zwölf an Zahl.
Nachts schrein im Schlaf sie unter Oelbaumzweigen;
Sankt Thomas taucht die Hand ins Wundenmal" (69).

Das Bild des Menschen erscheint in Sankt Thomas, der an den Auferstandenen glaubt, weil er Ihn gesehen hat. Denn gerade im „Gewölk" einer Prüfungsstunde, wie der Weltkrieg für Trakl eine war, hat sich die Gültigkeit der Existenz, die an das Licht in Brot und Wein glaubt, ehestens zu bewähren; gerade im furchtbarsten Gegeneinander eines Zwiespaltes der ganzen Menschheit wird der tiefste Sinn des Abendmahls ehestens aufgehen; der Botschaft Christi, der für alle Menschen am Kreuze gestorben ist, um Alle, die in Evas Schatten stehen, zu erlösen; des Liebesmahls, in dessen Genuß wahre Gemeinschaft und „sanftes Schweigen" möglich wird: eine Friedensgemeinschaft des Reiches Christi.

Als Erfahren einer eschatologischen Situation ist dann auch das letzte Gedicht Trakls zu verstehen. „Grodek" spricht ausdrücklich von jener bangen Frage nach der Zukunft, welche Frage die Gegenwart eines Aufruhrs dem Dichtere stellte: Trakl hat es im Felde geschrieben (vgl. E. 161).

„Am Abend tönen die herbstlichen Wälder
Von tötlichen Waffen, die goldnen Ebenen
Und blauen Seen, darüber die Sonne
Düstrer hinrollt; umfängt die Nacht
Sterbende Krieger, die wilde Klage
Ihrer zerbrochenen Münder.
Doch stille sammelt im Weidengrund
Rotes Gewölk, darin ein zürnender Gott wohnt,
Das vergossne Blut sich, mondne Kühle;
Alle Straßen münden in schwarze Verwesung.
Unter goldnem Gezweig der Nacht und Sternen
Es schwankt der Schwester Schatten durch den schweigenden Hain,
Zu grüßen die Geister der Helden, die blutenden Häupter;
Und leise tönen im Rohr die dunkeln Flöten des Herbstes.
O stolzere Trauer! ihr ehernen Altäre,
Die heiße Flamme des Geistes nährt heute ein gewaltiger Schmerz,
Die ungebornen Enkel" (203).

Eherne Altäre des Krieges, auf denen geopfert wird um der Zukunft willen; stolzere Trauer, weil die ungeborenen Enkel, das Geschlecht kommender Zeiten, sich dieser Opfer wert erweisen sollen. Diese heiße Flamme des Geistes, die auf jenen Altären brennt, nährt angesichts der blutenden Häupter die gewaltig-schmerzliche Frage: „ob nicht die angstvolle Erwartung und die gierige Ausbeutung der Minute alle Feigheiten und selbstsüchtigen Triebe hervorlocke, während die wirkliche Not und besonders die Allgemeinheit einer großen Not die Menschen zu erwärmen und zu bessern pflegt. Wer wird das Bild des Menschen aufrichten, während alle nur den selbstsüchtigen Wurm und die hündische Angst in sich fühlen und dergestalt von jenem Bilde abgefallen sind hinab ins Tierische oder gar ins Starr-Mechanische?"[4]).

Trakl hat diese drohende Gefahr gesehen und in seinem Werk sich ihr entgegengestellt. Hier, wo in Helian die christliche Existenz in die

konkrete Gegenwart hineingesehen wird, steht Trakl ganz in der erschütternden Spannung seiner Zeit und Kultur, die er als Entscheidung zwischen Christlich oder Nicht-Christlich begriffen hat; eine Spannung, welche der Weltkrieg zu einer ungeheuren Potenz steigerte. Trakls Dichtung hat hier abendländische Dimension und Verantwortung. In welchem Sinne der Dichter jene Fragespannung entschied, dürfte in dieser Arbeit deutlich geworden sein; es ist die christliche Weltbegegnung des Gebetes (322):

„Rechten Lebens Brot und Wein,
Gott in deine milden Hände
Legt der Mensch das dunkle Ende,
Alle Schuld und rote Pein".

Anmerkungen

z. Seite

Einleitung.

1) Die folgenden Gedanken fußen im Wesentlichen auf der Lehrtätigkeit G. Müllers; inwieweit sie sonst Anklänge und Uebereinstimmungen aufweisen, steht in diesem einleitenden Umriß nicht zu Betracht. 1

2) Vgl. M. Heidegger: Was ist Metaphysik? 1

3) Der Terminus „Ausgesetztheit" wird hier in seiner Ursprünglichkeit gefaßt: als die ἐκστασις der φυχη zum Sein, den ιδεαι (Platons Phaidros) „Existenz" bedeutet also Nähe und Schau des Seins; als solche wird der Begriff in dieser Arbeit gesetzt. 1

4) Platons Jon. Uebertragung R. Kaßner, a.a.O. S. 11. 1

5) Vgl. Nietzsche: Unzeitgemäße Betrachtungen II, a.a.O. S. 272. 1

6) Robert Saitschick: a.a.O. 2

7) Dramatische Versuche der Jugend sowie anderes Unveröffentlichtes stehen hier außer Betracht. Es sei noch grundsätzlich bemerkt, daß der Name Trakl hier und sonst sein Werk bedeutet, nicht das menschliche Individuum, sondern seine Dichtung. 2

8) Unveröffentlichter Brief an Buschbeck. 2

9) Vgl. die Verse: „Die blaue Seele hat sich stumm verschlossen..." (E. 113). 3

10) Vgl. Berning in den Schildgenossen. 3

11) Vgl. F. J. Jünger. 3

12) Vgl. Benzmann. 3

13) Vgl. E. 124; 126. 4

14) Brenner-Jahrbuch 1915; vgl. auch S. 62 f. dieser Arbeit. 4

15) Aus einem Briefe L. Fickers an den Verfasser. 4

16) „Religiös" ist hier ursprünglich gefaßt als ein geistig-existenzielles Rückverbundensein mit übermenschlicher Wesenheit und Macht, denen das Dasein sich ständig ausgesetzt und von denen es sich getragen fühlt. 5

17) Unzeitgemäße Betrachtungen II, a.a.O. 288/89. 5

Hauptstück I—II, 1—2.

1) Vgl. bzgl. des Ranges dieser Frage Th. Haecker: Was ist der Mensch? Hochland Januar 1933. Es bedarf keiner Ausführungen, daß in dieser Fragestellung Trakls Werk nicht erschöpfend umfaßt wird; aber das darf sie beanspruchen: daß sie sein Wesentlichstes trifft. 6

2) Vgl. M. Heidegger: Was ist Metaphysik? 13

3) Vgl. Th. Haecker a.a.O.: Wenn Gott nicht eigentlich sei,... bleibe als Garant des Geistes und geistigen Lebens nur der Mensch, und das sei natürlich und notwendig ein Zustand grenzenloser Angst. 13

4) Vgl. Hochland Dezember 1934, S. 251 ff.: Nikolai Gogol als religiöser Geist (Simon Frank). 13

5) Nietzsche: Unzeitgemäße Betrachtungen II, 3, a.a.O. 235 f. Vgl. S. 1 dieser Arbeit. 17

[6]) Das substantivierte Neutrum steigert den jeweils angedeuteten Stimmungsgehalt zur stärksten Potenz: „Weibliches, Schweigendes“ usw. 18

[7]) Diese Wahrheitsinterpretation rührt von M. Heidegger. Der Verfasser hat seine Vorlesung: Vom Wesen der Wahrheit gehört. 19

[8]) Vgl. die ähnliche Haltung bei Gogol, Dostojewsky, Tolstoi u. a. Denn was Trakls Wesen merkwürdig auszeichnet, ist ein angeborener Sinn für das Dämonische im Wesen des Menschen und der Welt, für das Böse und Schuldhafte. (S. auch Hochland, Dezember 1934, S. 251 ff.) 20

[9]) „Bös“ und „Gut“ ist hier wie sonst im konkret christlichen Sinne gemeint. 20

[10]) Nietzsche: Unzeitgemäße Betrachtungen II, a.a.O. 262. 20

Hauptstück II, 3.

[1]) Hölderlin, Hyperion Thaliafragment S. 610. 24

[2]) Mit dem Begriff „Bild des Menschen“ ist von jetzt ab immer das „ideale“ gemeint, die „höheren Möglichkeiten“. 24

[3]) Vgl. den dritten Brief Hyperions an Bellarmin, S. 435. 24

[4]) Vgl. die Rede in den Gleichnissen Christi und im Alten Testament. 25

[5]) Was Trakl über Geburt sagt, ist eine abgründige Schrecknis und gehört in die Stufe des metaphysisch gerichteten Menschenbildes. 25

[6]) „Er sagte oft Kindern, die wir trafen, behutsame Worte, sonst sprach er ununterbrochen vom Tod“ (E. 12). 25

[7]) Nietzsche: Unzeitgemäße Betrachtungen I, a.a.O. 132. 25

[8]) Vgl. zum Vorigen und Folgenden Hyperions dritten Brief an Bellarmin und E. 28 ff. Es ist nicht von ungefähr, daß sich am Hyperion die Struktur des Traklschen Kindesbildes aufzeigen läßt: beide sind einander verwandt. 25

[9]) Hyperions dritter Brief an Bellarmin, S. 435. 26

[10]) Vgl. diesen mit Hölderlins umgekehrten Gedanken: „Endlich, Jugend, verglühst du ja, du ruhelose, träumerische! Friedlich und heiter ist dann das Alter“. (E. 71.) 30

[11]) Platon: Symposion 185 e 6 ff. 31

[12]) Vgl. W. Stählin: Das Reich als Gleichnis. 33

[13]) Vgl. die Bedeutung der μανια für Wahrheitserkenntnisse in Platons Phaidros. 36

[14]) Aus dem Thompson-Buch Th. Haeckers. 37

[15]) Nietzsche: Unzeitgemäße Betrachtungen II, a.a.O. 271. 38

[16]) Aus einem Briefe L. Fickers an den Verfasser. 39

[17]) Vgl. Der Wille zur Macht IV, Aphorismus 483: „... Man errät: das Problem ist das vom Sinn des Leidens: ob ein christlicher Sinn, ob ein tragischer Sinn. Im ersten Fall soll es der Weg sein zu einem heiligen Sein; im letzteren Falle gilt das Sein als heilig genug, um ein Ungeheures von Leid noch zu rechtfertigen ....“. 39

[18]) Diese Gedanken fußen auf brieflichen Aeußerungen L. Fickers an den Verfasser. Vgl. Einleitung S. 4. Es ist dies eine Beobachtung, die sich noch in anderen Gedichten aufzeigen ließe, wie in diesen Versen: 41

„Demutsvoll beugt sich dem Schmerz der Geduldige ....
Schaudernd unter herbstlichen Sternen
Neigt sich jährlich tiefer das Haupt“ (53).

[19]) Vgl. Fußnote 16 (S. 73). 42

[20]) Vgl. Bachmann. 42

[21]) Aus einem Brief L. Fickers an den Verfasser. 43

[22]) Das substantivierte Neutrum hat bei Trakl eine Funktion der „Stimmung“; vgl. S. 18 dieser Arbeit. 44

[23]) Aus einem Brief L. Fickers an den Verfasser. 45

[24]) Für die Gültigkeit des Nachtliedes ist eine Begegnung Br. Brehms mit Trakl von Belang (s. Literaturangabe). Bei einem nächtlichen Spaziergang deutete Trakl auf einen Dom: „Dort drinnen Ruhe finden!“ 46

25) Vgl. die Psalmen Davids; die Bibel war für Trakl mehr als ein Erbauungsbuch. 48

26) Kraus hatte Trakl zum Dank für den Psalm den Aphorismus von den Siebenmonatskindern (E. 9) gewidmet. Darauf sandte ihm dieser ein Telegramm: Ich danke Ihnen einen Augenblick schmerzlichster Helle (E. 136). Aus solcher Stimmung mag auch obiger Sinnspruch entstanden sein. 48

27) Wiederum spricht es für die Gültigkeit dieser Verse, daß Trakl als Mensch von unerschütterlichem Wahrheitstrieb war. Vgl. dazu E. 88 und E. 58. 49

28) Vgl. Konrads v. Würzburg „Der Welt Lohn": Wenn es eine fröude gibt, „die got mit ganzer staetekeit — den ûzerwelten hât bereit", so ergibt sich unerbittlich das Eine: „daz ir die werlt lâzet varn / welt ir die sêle bewarn!" 50

29) Vgl. Günther Müller: Gradualismus. 55

30) Nietzsche: Uzeitgemäße Betrachtungen I, a.a.O. 144. 55

31) Dies Lied hat eine andere Zielrichtung als des Novalis „Die Christenheit oder Europa"; Trakl kannte keine romantische Sehnsucht zum Mittelalter. 55

32) Vgl. „O! wie gerecht sind, Elis, alle deine Tage". „Frühling und Sommer und schön der Herbst / des Gerechten..." „Doch die Seele erfreut gerechtes Anschaun". 56

33) Vgl. die Verse: „Gottes Schweigen / Trank ich aus den Brunnen des Hains". 57

34) Nietzsche: Unzeitgemäße Betrachtungen II, a.a.O. 275. 58

35) Vgl. „Stirne Gottes Farben träumt": jene Verwesungsnacht ist nicht mystische Sehnsucht, sondern Angst. S. 13 dieser Arbeit. 59

36) Es ist gleicher Ton und gleiche Dimension wie diese Stelle im Franziskanischen „Sonnengesang": „Gelobt seist du, Herre mein / durch unsere Schwester, die Mutter Erde..." 60

37) Vgl. Léon Bloy: „In der Liebe zum Tier schmiegt sich der Mensch enger an das Kreuz des Erlösers an, eine Liebe, die hinter den Symbolen die Wirklichkeit sieht. Wie ist es möglich, ein Lamm .... zu töten, ohne sogleich daran zu denken, daß dieses arme Wesen die Ehre gehabt hat, in seiner Natur das Opfer unseres Herrn vorauszusagen?" (Schildgenossen XI, 4; 1931). 60

38) Diese Traklsche „Schwermut" steht in der Ebene der evangelischen Sanftmut; ihre innere Verwandtschaft im Verhältnis zur „Erde" deutet sich in diesem Worte an: Beati mites, nam possidebunt terram (s. auch S. 65 dieser Arbeit). Vgl. Th. Haecker: Zum Problem der Theodizee. Hochland, Oktober 1934. 61

39) Brenner-Jahrbuch 1915. Vgl. Léon Bloy a.a.O.: „Vom Menschen bis zum letzten der Tiere ist der allgemeine Schmerz nur ein gleiches Sühneopfer". 62

40) Vgl. „Patmos" und E. Michel: Die Tragik des orphischen Dichters. 64

41) Vgl. die unvergeßlichen Verse: „Montsalvasch ist nicht gewohnt / Daß durch seine Tore tritt, / Wer zuvor nicht ernstlich stritt / Oder doch statt Kampf gefühlt, / Was der Welt wie Sterben gilt". (Parzifal, Buch IX.) 65

42) Es spricht für die Wahrheit dieses Wesenszuges im Traklschen Menschenbild, daß Trakl für alles Leidende und Aufgeopferte in der Welt einen Blick hatte, der unergründlich schien; K. B. Heinrich spricht von seinem „Leiden um Alles". (E. 98.) 65

43) Th. Haecker: Was ist der Mensch? Hochland, Januar 1933. Vgl. auch S. 13 dieser Arbeit. 67

Schluß.

1) Vgl. zu Folgendem Nietzsche: Unzeitgemäße Betrachtungen II, a.a.O. 235 ff. 68

2) Vgl. „Nie konnte die Menschheit so tief sinken wie jetzt, nach der Erscheinung Christi" (E. 107); s. auch S. 39 dieser Arbeit. 70

3) Es ist von Belang für den Geist dieser gegenwartsbewußten Dichtung vor seinem Tode, daß Trakl selbst gern in den Krieg gezogen ist, weil das Mannhafte daran ihm verwandt war. 70

4) Nietzsche: Unzeitgemäße Betrachtungen II, a.a.O. 272. 71

Lebenslauf.

Ich, Werner Meyknecht, wurde am 22. Oktober 1910 zu Schwerte i. Westf. geboren. Von Ostern 1920 bis Ostern 1922 besuchte ich das Erzbischöfliche Konvikt Aloysianum zu Opladen; von Ostern 1922 bis Ostern 1929 das Staatliche Humanistische Gymnasium zu Koesfeld i. W. Dort legte ich 1929 das Abiturexamen ab, um an den Universitäten München, Königsberg, Freiburg i. Br. und Münster Germanistik, Philosophie, Geschichte und Leibesübungen zu studieren. Die mündliche Doktorprüfung bestand ich am 20. Dezember 1934.

Meine akademischen Lehrer waren u. a. die Herren Professoren: Nadler, Rothfels, Heidegger, Funk, G. Müller, Trier, Eitel, Münzer und Wust. Ich schulde ihnen aufrichtigen Dank.